

# Zur Geschichte

des

# Rigaschen Gesangbuches.

5A

~~18875~~

Von

C. A. Berkholz.

acc. 6277h

(Separat-Abdruck aus dem „Rigaschen Kirchenblatt“ 1878.)

ALEXANDER STILDA  
RIGA  
BUCHHANDLUNG

Biblioth.  
Academ.  
Dorpat.

Riga,

Druck von W. F. Häder

1878.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 20. Juli 1878.

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu  
9761

34625136



## I.

### Einleitendes.

„Gott wohnt in einem Lichte, dahin Niemand kommen kann.“ — „Niemand kommt zum Vater, denn nur durch den Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ — „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ — „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ — Mit dem Bekenntniß dieser biblischen Aussagen stehen wir auf dem festen Boden der christlichen Offenbarung, und bekennen: „Wahrlich, wir haben ein festes prophetisches Wort, und thun wohl daran, daß wir darauf achten, als auf ein Licht, das da scheint an einem dunkeln Ort.“

Ja, wohl uns, wenn wir mit dem Psalm sagen können: „In deinem Lichte, Herr, sehen wir das Licht.“ Aber daß solches geschehe, dazu bedarf es eines langen Weges voll Mühe und Arbeit. Jahrtausende sind darüber hingegangen, und Fragen und Probleme stehen immer noch da, und warten auf ihre Lösung. Wer freilich recht sucht, der findet. Inzwischen treten die Zeugnisse historischer Thatsachen ein. Das Unendliche, das Ewige, das Alles Beherrschende und Durchwaltende, das weder von den Sinnen erfaßt, noch mit dem Verstande begriffen werden kann, — ihm gegenüber regt sich im Menschengesicht das nie ruhende Bedürfniß, der Trieb und Wille, sich mit dem, das sich aller Wahrnehmung entzieht, im Bewußtsein irgendwie auseinander zu setzen. „Wie ein Hirsch schreiet nach Wasser, also schreiet meine Seele nach dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!“ So lautet die unvertilgbare Sehnsucht unter allen Völkern und Menschengeschlechtern; auch wo das Christenthum noch nicht eine Macht geworden ist, hat sich vor und neben ihm solches Verlangen allzeit geltend gemacht. Denn das Christenthum hebt da an, wo solches Bedürfniß sich kund gibt, wie es dasselbe auch weckt. Und die Geschichte lehrt weiter, wie das Suchen und Streben, so lange es von „Idolen“ getäuscht wird, Wahrheit und Christenthum in trüber Mischung hingenommen und darin sein vor-

läufiges Genügen gefunden hat. So entstanden die verschiedenen Religionsformen, wie sie noch heutzutage, neben dem zum alleinigen Siege berufenen Heil in Christo, weite Kreise auf dem Erdrund besetzt halten. Dabei hat sich auf allen Entwicklungsstufen dieses religiösen Culturprocesses ein Dreifaches kundgethan, und auch die christliche Kirche hat in ihrem Fortbestande dieses Dreifache an sich zur Erscheinung kommen lassen.

Es kommt nämlich, da die Menschheit einmal von Gott nicht lassen kann, hier und dort eine Zeit, wo die Substanz religiöser Glaubensvorstellungen von „Gott“, die anfänglich in dunkeln Gefühlen und Ahnungen getragen wird, eine festere Gestalt und Form im sprachlichen Ausdruck gewinnt, woraus in Folge dessen ein Complex von Anschauungen entsteht, der sich, mehr oder weniger bestimmt, zu einem gewissen geordneten einheitlichen System von Begriffen, Urtheilen und Lehrsätzen ausbildet, freilich umhüllt von bildlicher und symbolischer Sprechweise, wohl auch schließlich von feiner organisirten Denkern in die Domain einer abstracten Theologie hinübergeleitet, die häufig auch von der populären Praxis unangefochten bleibt. Die Geschichte der Kirche weist einen ähnlichen Gang auf. „Das Licht der Welt“ hat sich, wie bekannt, seinen nächsten Verkündigern nicht in einem, wie in genau gezählten SS dictirten, Lehrcodex offenbart, sondern eben anders, was hier nur angedeutet zu werden braucht. Dabei hatte der Sohn vom Vater ihnen noch Vieles zu sagen, was sie einstweilen „noch nicht tragen konnten.“ Darum verhieß er ihnen „seinen Geist“, der von dem Seinen nehmen und sie alsdann in alle Wahrheit leiten werde. In diesem Leitungswerke (Aneignung der vollbrachten Erlösungsthat des Sohnes) ist der heilige Geist noch heute begriffen. Bei diesem Entfaltungs- und Ausbildungsproceß der ewigen Wahrheit im Menschengestalt, der nach mehr als 18 Jahrhunderten noch nicht vollendet ist, scheinen vielfache Gestaltungen auch der Verbildung unvermeidlich gewesen zu sein, wie denn z. B. das Dogma von der päpstlichen Infallibilität zum protestantischen Grundsatz von der normativen Geltung des Bibelwortes im ungelösten Widerspruche dasteht. In jeder historisch gewordenen Sonderkirche innerhalb der „Einen, allgemeinen, heiligen Kirche“ haben in hervorragenden Zeitepochen „Glaubensbekenntnisse“ die Particularanschauung des gemeinsamen christlichen Bewußtseins auf einen bestimmt abgrenzenden Wortlaut gestellt, die alsdann von der „gläubigen Gemeinde“ als Ausdruck ihres christlichen Denkens anerkannt und bestätigt wurde, und so lange ungeschwächte Zustimmung fanden, als die Folgezeit unter der do-

minirenden Autorität des so symbolisch fixirten Lehrinhaltes stand. Sobald es aber zu einer neuen Entwicklung des allgemeinen Culturlebens kam, welcher auch die Formbildung der christlichen Wahrheit sich niemals entziehen konnte, so traten neue Forderungen und Bedürfnisse auf, und es geschah alsdann, daß entweder der Buchstabe des auf einer „Rechtsbasis“ ruhenden Bekenntnisses unalterirt respectirt ward, wobei die private Auslegung des Individuums Spielraum fand, denn Gedankenfreiheit ist absolut der Controle unnahbar, oder im Falle durchgreifender Ereignisse eine förmliche Zurückstellung veralteter Form unvermeidlich sich erwies. Zu keiner Zeit hat es aber innerhalb einer Kirchengemeinschaft an einem zu Recht bestehenden, irgendwie formulirten Glaubensbekenntniß gefehlt, dessen Mangel sich in ihrer Selbstauflösung rächen müßte. Diese Ausbildung, Entwicklung und Ueberlieferung der aus der heil. Schrift gewonnenen Glaubenswahrheit ist nun die eine Thätigkeit, in der sich das Leben der Kirche darstellt, und es liegt dabei im Wesen des Protestantismus, ich erörtere hier nicht Principienfragen, sondern constatare nur historisch Thatsächliches, daß er nach dieser Seite hin eine große Weitherzigkeit auch in der öffentlichen Kundgebung erträgt, so daß man nicht mit Unrecht die Reformation in Permanenz erklärt hat.

Dabei beruhigt sich aber das Interesse des kirchlichen Lebens nicht. Es verlangt, daß die Stellung der Christen zu Gott, wie sie sich in dem factischen Zustande der Sünde und der durch Christum vermittelten Ueberwindung derselben („Seid getroßt, Ich habe die Welt überwunden!“) darlegt, begrifflich und denkbar beschrieben und theoretisch dem Irrthum gegenüber begründet und nachgewiesen werde. Gewiß. Aber die Stellung der Christen unter einander verlangt nicht minder eine gesicherte und richtige Norm für das thätige Verhalten. Der Christ in Anbetracht seiner Worte und Werke, in Bezug auf sich selbst und Andere, die gleichfalls zum Heil berufen und geweiht sind, ist sich nicht minder ein Gegenstand wichtiger Fragen. Was er soll und darf in der geordneten Gemeinschaft, und zwar, insofern er nach seinem persönlichen Einzelverhältniß zu Gott dazu verpflichtet und berechtigt ist, die Aeußerungen seiner Gesinnung zu regeln und zu bestimmen, das will er wissen, und auch die Mittel, die Hindernisse seines Thuns zu beschränken. Die Kirche kann nicht umhin, die Gesetzmäßigkeit aller Formen des gemeinschaftlichen Lebens, als eines gesonderten Organismus (Familie, Staat 2c.), anzuerkennen, wie solche in Uebereinstimmung stehen mit der persönlichen Glaubensstellung des Christen. Der Christ kann sich nicht bloß damit begnügen, seine innere Herzensstellung zum Erlöser

im sprachlichen Ausdruck irgendwie fixirt zu haben. Ist der christliche Glaubensinhalt festgestellt, so fordert er unmittelbar eine Rundgebung der Gläubigen in seinem Verhalten nach allen irdischen Beziehungen hin. Was gut und böse, was recht und unrecht, erlaubt und nicht erlaubt, das will gewußt sein, mit Entfernung jeglichen Zweifels. Daß seit den ersten Zeiten kirchlicher Gemeindebildung es an vollständiger Uebereinstimmung auf dem Gebiete der Moral gefehlt hat, und daß die Beantwortung der Fragen, was ist erlaubt und verboten, was ist dem Heil der Christen zuträglich und was nicht, in den verschiedenen Kirchen verschieden lautet, wissen wir. Daß aber die theoretische wie praktische Läuterung und Verschärfung des sittlichen Bewußtseins eine der Hauptaufgaben ist, auf welche sich die Lebensthätigkeit der Kirche immer wieder aufs Neue zu befinnen hat, sei hier nur als eine unangefochtene wie unanfechtbare Wahrheit zu constatiren. Es ist der Kirche Pflicht und Recht, durch die amtlich berufenen und verordneten Glieder derselben, die durch solche Stellung durchaus keine übernatürliche, mystische (römisch-katholische) Bevorzugung im christlichen Volk, dem der Begriff vom „allgemeinen Priestertum“ nicht unbekannt ist, sich arrogiren, die Wahrheiten des Glaubens und der Sittlichkeit im Bewußtsein der Gemeinden lebendig zu erhalten, wie denn das christliche Gemeindeleben in dem Maße in gesunder Fortentwicklung steht, als es dem Amt nicht wie ein göttliches Privilegium vorbehalten bleibt, über die Entscheidung dessen, was Wahrheit ist, wie von einem göttlich sanctionirten Tribunal (das andererseits im Institut des infallibeln Papstes gipfelt) endgiltig zu verfügen, indem der Wissenschaft das Recht der Rede und Widerrede nach der modernen Geistesrichtung unter den Culturvölkern (einer Frucht der Reformation) unalterirt bleibt.

Endlich kann es die Kirche nicht blos bei den erwähnten beiden Lebensäußerungen bewenden lassen, sowohl denkend sich immer mehr zu vertiefen in den Reichthum der göttlichen Gnade und Wahrheit, als auch auf Grund solches erworbenen Besitzes das sittliche Rechtsverhalten der Menschen unter einander fester zu gründen und es auf dem Wege der Heiligung dem Ziele der Heiligkeit („Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist“) zuzuführen. Die Kirche hat von jeher die Forderung an sich gestellt, das irgendwie bewußt auf Heiligkeit hinzielende Glaubensleben der christlichen Gemeinschaft in feierlicher „Sabbathruhe“, in Erhebung des Gemüthes mit Hilfe der Kunst (der bildenden wie der redenden), s. z. s. bedürfnislos um seiner selbst willen darzustellen, was wir „Gottesdienste“ an Sonn- und Festtagen nen-

nen — wobei der pädagogische Zweck in seinem Werthe unangefochten bleibt. Der Mensch ist nicht bloß ein denkendes und erkennendes, nicht bloß ein zu Thaten und Handlungen sich entschließendes und wollendes Wesen, vielmehr verlangt er eine Concentrirung seiner so beschaffenen Geisteszustände in einem reinen und unmittelbaren Ausdruck des Gefühls. Die Kirche hat, ich rede nur vom Standpunkt der historischen Betrachtung aus, besondere Feierstunden, die dem Gebet, Gesang, der mündlichen Aussprache des Vollgehalts der angeeigneten Wahrheit gewidmet sind, wobei die Stärkung und Läuterung der stets nach erneuerter Anregung des heil. Geistes (durch Wort und Sacrament) bedürftigen Seele zugleich ihre vollständige Berücksichtigung finden. (Nicht daß ich es schon erreicht hätte, vielmehr trachte ich dem nach, daß ich vollkommen werde.) Auch in dieser Beziehung ist im Verlauf der Ausgestaltung des kirchlichen Lebens eine große Wandelbarkeit und Verschiedenheit sichtbar, wie die Richtung, die Gregor I. einschlug, bis auf die Enthaltbarkeit des Quäkers William Penn, so ziemlich die Gegensätze abbilden und verdeutlichen. Gottesdienstliche Ceremonien, symbolische, sinnbildliche Handlungen, in denen die Gefühle der Andacht in Freude und Schmerz, in Dank, Klage und Bitte sich darstellen, hat die Kirche von jeher gepflegt, wenn auch die Formen vielfach wechselten. Die lutherische Kirche hat diese Ceremonien, wie sie sich in Liturgien, Cantaten, Ausstattung der Kirchenräume u. dergl. kundgeben, frei gegeben, wobei die Grundsätze der Wahrheit, der Verständlichkeit und der Würde hervorgehoben werden. Ich vermeide hier, die starken Ausdrücke zu citiren, mit denen Luther wiederholentlich von der Freiheit in Ceremonien und äußerem Wesen der Cultusformen geredet hat. Die „deutsche Messe“, von Luther, Bugenhagen &c. eingeführt, hat sich dagegen, wenn auch nach verschiedenen Wandlungen, immer wieder auf's Neue geltend gemacht und ist meist die Grundform geblieben, woran sich die übrige Erweiterung oder Abschwächung angeschlossen. Die Einheit in der Form des Cultus und der gottesdienstlichen Gebräuche ist nicht nothwendig zum Dasein, aber wünschenswerth und erspriesslich zum Wohlsein und Gedeihen des kirchlichen Gesamtlebens, so urtheilen wir Lutheraner. Die Verkündigung des „Wortes“, theils als Bekenntniß, theils als Auslegung und Belehrung zur Befestigung der Wahrheit in der Gemeinde, nimmt allein, neben der Spendung des Sacraments, bei welcher auch das verständliche „Wort“ nicht fehlen darf, die hervorragende Stelle in der gottesdienstlichen Feier ein, als der Licht und Wärme spendende Factor, ohne welchen die Erkenntniß blind ist und der Wille in Willkür ausartet.

Unter allen Functionen des Cultus hat nun der kirchliche Gemeindegesang seit der Reformation bis auf den heutigen Tag sich als ein wesentlich integrierender Theil desselben geltend gemacht und in seiner werthvollen Anerkennung aufrecht erhalten. Er ist das gläubige und zustimmende Amen, welches die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde bei dem Empfang des Dargebotenen zu verlautbaren sich gedrungen fühlt, um gleichsam die Wechselwirkung der göttlichen Gabe mit der menschlichen Aufnahme darzustellen. Die christliche Wahrheit, als solche, macht auf ihren allzeit gleichbleibenden Werth Anspruch, wenn auch die Wissenschaft, wie der volksthümliche Sprachgebrauch stets mit dem Ausdruck ringt, die ewige Wahrheit in endliche Form zu fassen (wir tragen ja das Himmlische „in irdischen Gefäßen“). Dagegen verlangt das Verständniß nach einer ihr angemessenen Redeweise, wobei die Würde des Erhabenen, Feierlichen nicht verletzt werden darf. Aber lebende Sprachen bewegen sich in einem beständigen Fluß, wie denn nicht mit Unrecht das Wort mit einer Münze verglichen ist, welche durch den Gebrauch die ersten Erkennungszeichen verliert. Sodann die formelle Geschmacksrichtung in Bezug auf das, was poetisch schön ist; sie gestaltet sich auf andern Gebieten des Culturlebens, nicht vorzugsweise auf denen der Kirche, doch so, daß diese, weil sie sich nicht isoliren kann, in der dichterischen Production des Kirchenliedes der wandelnden Zeitbildung Rechnung trägt. Eine Thatsache, die Niemand bestreiten wird. Das Kirchenlied nun, zum Gebrauch für die singende Gemeinde, die in dessen Benutzung ein Bedürfniß ihres, in Gefühlen sich bewegenden, Glaubens befriedigt findet, ist, seitdem der protestantische Gottesdienst seine eigenthümliche ihm zusagende Form und Gestalt suchte, von jeher in besondere Pflege genommen. Neben der deutschen Uebersetzung der heil. Schrift, die wir in unserer Lutherbibel haben, gehören die Schöpfungen der Kirchenlieder, theils Bearbeitungen der Psalmen oder lateinischer und griechischer Gesänge, theils ursprünglich neue, wie sie von den Tagen der Reformation an entstanden (z. B. „Es ist das Heil uns kommen her“ 2c.), zu den eingreifendsten und durchschlagendsten Thaten, durch welche die neu erweckte Glaubensrichtung „auf Flügeln des Gesanges“ sich in den Herzen befestigte und nach außen hin verbreitete. „Soweit die deutsche Zunge klingt Und Gott im Himmel Lieder singt,“ ist das Kirchenlied eingetreten, um die Wahrheit im Bekenntniß von einem Geschlecht zum andern fortzupflanzen. Das Gesangbuch ist dem Christenvolk das ausgelegte Bibelwort. So ist's gewesen, und es ist Sorge zu tragen, daß es so bleibe.

Es existirt nun ein in der That reicher „Liederschatz“. Im Laufe der Zeit sind, wir wollen sagen (Anderer mögen nachzählen) 100,000 gedruckte Kirchenlieder vorhanden, die das christliche Leben der Kirche in poetischer Form zum Ausdruck gebracht haben. Daß in diesem großen Liederschatz auch Vieles sich findet, das nicht dem Edelmetall vergleichbar ist, ist ebenso gewiß als begreiflich. Das „Singe, wem Gesang gegeben“ hat sich vielfach als Selbsttäuschung dargelegt. Aber bei dem mancherlei „Heu, Stroh und Stoppeln“ hat sich auch Vieles als lebendiges und fruchtbares Korn bewährt, das, wie es aus dem Geiste stammt, auch die Geister immer wieder auf's Neue zu beleben und zu befruchten weiß. Es sind in diesen Jahrhunderten der Gesangbücher unzählige entstanden, als Sammlungen von Kirchenliedern für die Gemeinden. Wie wir Eine Lutherbibel haben, so gibt es kein allgemein acceptirtes Gesangbuch, und es bleibt dem Geist, der die evangelische Kirche leitet, so scheint es, anheimgegeben, in der Zeiten Fülle fortzuarbeiten, bis daß, wenn es überhaupt möglich ist, Ein Gesangbuch als ein durchschlagendes Meisterwerk sich Bahn breche. Darin ist Freiheit der Fortentwicklung zugestanden.

Von allen vorhandenen Gesangbüchern hat das

#### Rigasche Gesangbuch,

ich bezeichne es nach seinem Namen, den es von Anfang an getragen hat, eine hervorragende Stellung eingenommen. Das älteste Rigasche Gesangbuch datirt vom Jahre 1530 und das letzte vom J. 1858. Was damit, wohlverstanden, gesagt sein soll, und wie das gemeint ist, und wie überhaupt unser Rigasches Gesangbuch im Laufe von bald 350 Jahren seine Geschichte gehabt hat, erscheint mir sehr zeitgemäß, zu Nutz und Frommen, namentlich des jüngst herangewachsenen Geschlechts, und zwar im „Rigaschen Kirchenblatt“ mitzutheilen, damit die Erinnerung an der Väter Zeit, ihre Arbeit und Gebet, zur dankbaren Continuität eines unaufhaltsamen und unvermeidlichen Fortschreitens wachgerufen werde.

Davon im Folgenden des Näheren mehr.

## II.

## Erstes (plattdeutsches) Gesangbuch.

Joh. Briesmann und Andreas Knöpken 1530.

Zweimal in meinem Leben habe ich Veranlassung gehabt, über Kirchenlieder und Gesangbücher Einiges im Druck zu veröffentlichen, nämlich 1844 als Oberlehrer in einem Gymnasialprogramm „Andeutungen aus der Geschichte der Evangelischen Kirchenlieder“, und 1850 bei Gelegenheit der Gründung der Jacobi-Kirchenschule in einer „Betrachtung über das Kirchenlied“. Ich muß nun gestehen, daß ich mich nie leicht habe entschließen können, irgend etwas von mir vor vielen Jahren Geschriebenes wieder anzusehen, weil nach einem so langen Zwischenraum das Unfertige und Mangelhafte des Gesagten mir in einem um so grelleren Lichte erschien, als mich dabei das peinliche Gefühl begleitete, daß das irreparable Wort einmal verhängnißvoll dastand. Mein Trost dabei war, daß ich bei der damaligen Abfassung mich eigentlich nur selbst über das fragliche Thema näher orientirte, und somit auch um einen Schritt im eigenen Lernen und Durchdenken einer Sache weiter kam; sodann, daß vielleicht ein Körnlein Wahrheit hier und da einem Andern gewünschten Anreiz gab, sein Urtheil zu vervollständigen oder zu berichtigen; und endlich, daß man mein Gedrucktes — vergaß und bei der reichen Entwicklung der Schriftstellerei später viel Besseres fand, als man früher darbot. Allerdings hätte die Mahnung eines erfahrenen Freundes mich umstimmen können, der sich dahin äußerte: „Sie können ganz getrost, nur etwa mit einem neuen Titel, nach 20, 30 Jahren dasselbe wieder abdrucken lassen, und es wird kein Mensch das Plagiat merken, das Sie an sich selbst begangen haben.“ Diese Einrede hat wenigstens den Erfolg gehabt, daß ich mich entschloß, wenn auch mit einem gewissen Widerstreben, meine veralteten Schriftstücke hervorzufuchen und sie zu durchblättern, um das Bleibende und Vergängliche an ihnen festzustellen. Inzwischen sind aber zwei Bücher herausgekommen, die ich bei dieser Gelegenheit sämmtlichen Pfarrbibliotheken bestens empfehle, wenn sie dessen von mir bedürfen und nicht schon daselbst vorhanden sind, die bündig und klar (in unserer Zeit viel werth) hier Besprochenes beleuchten, nämlich „Praktische Theologie von Dr. Th. Harnack. 1877. Erster Theil. Einleitung und Grundlegung. Zweiter Theil. Theorie und Geschichte des Cultus. S. 479 u. ff. Das Kirchenlied.“ Sodann: „Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga nach den ältesten Aus-

gaben von 1530 flgg., kritisch bearbeitet und mit einer geschichtlichen Einleitung herausgegeben von Dr. J. Geffcken, Prediger zu St. Michael in Hamburg. 1862.“ Ich glaube meinen Dank für den hohen Genuß, den mir wiederholentlich das Studium dieser beiden Werke gewährt hat, nicht besser aussprechen zu können, als daß ich mich vollständig in Uebereinstimmung mit den hier einschlagenden Untersuchungen der beiden Gelehrten erkläre, und namentlich nur wünschen kann, daß allzeit Männer, wie Th. Harnack, das Lehrfach der praktischen Theologie in Dorpat vertreten, und auch Andere im Auslande für die hymnologischen Bestrebungen Riga's sich interessiren, wie J. Geffcken.

Es sei erlaubt, sofort, gewissermaßen als eine grundlegende Aeußerung, aus dem erstgenannten der beiden Bücher hervorzuheben: „Während die Reformation in allen andern Bestandtheilen des Cultus theils reinigend und erneuernd, theils nachbildend und fortbildend aufgetreten, ist sie schöpferisch thätig im Kirchenliede . . . Sie eröffnete die lange verschütteten Quellen wahren, tiefen und innigen subjectiven Glaubenslebens, aus denen in reicher Fülle das Lied hervorströmte.“ Sodann: „Wie die Reformation das allgemeine Priestertum aller Gläubigen geltend machte, so hat sie auch der Gemeinde die Stellung im Gottesdienste wiedergegeben, die ihr gebührt, und hat das Kirchenlied im Cultus eingebürgert. Darum bringt die Gemeinde in ihm nicht bloß Bitte, Lob und Dank vor Gott, sondern sie predigt auch sich selbst, verkündigt und zeugt, straft, mahnt und tröstet sich gegenseitig.“ Ferner: Das rechte Kirchenlied ist als Lied 1) Volkslied, volkstümlicher Ausdruck eines poetischen christlichen Gemüths, ohne Empfindelei oder fahle Reflexion; 2) ein kirchliches, das stets die großen Thaten des Heils so durchklingen läßt, wie sie im Glauben der Kirche leben; 3) ein Gemeindelied, in welchem die Gemeinde wirklich die Thaten Gottes als für sich angeeignete theils als Hymnus in begeisterter Weise feiert, wie im Adventsliede „Gott sei Dank durch alle Welt“, oder als Ode mehr den empfangenen Gefühlseindruck in poetischer Stimmung ausdrückt, wie z. B. in dem Liede: „Wie soll ich dich empfangen.“ Endlich muß 4) das Lied auch gesungen werden können. „Dem echten Liede ist seine Melodie angeboren, sie ist fein aus den Tonwellen geformter Leib, nicht fein Kleid, das es wechseln könnte.“ „Im (kirchlichen) Volksliede,“ sagt Harnack ebenso schön als wahr, „ist keine Erfahrung und Empfindung, keine Klage und kein Trost zu fein gegriffen; es herrscht in ihm der allgemeine, populäre Inhalt in großen Accenten: nicht überraschende, neue Gedanken, sondern das täglich Alte und Allen Bekannte, und doch ewig Neue.“

Hoffmann v. Fallersleben hat ein gutes Buch geschrieben: Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther, 3. Aufl. 1861. Das hindert aber nicht, den Satz aufrecht zu erhalten, daß das Kirchenlied in dem oben bezeichneten Sinn erst seit der Reformation, d. h. Luther, seinen eigentlichen Anfang in der durchgreifenden Bedeutung genommen hat, die es nunmehr im kirchlichen Gemeindeleben und näher dem Cultus behauptet. Daß die Kirchenlieder und die Sammlungen derselben, die Gesangbücher (folglicly auch das Rigasche Gesangbuch), ihre Geschichte gehabt haben, weist auf einen fortwährenden Fluß und Wechsel der Bedürfnisse, Anschauungen und Stimmungen hin, deren die Kirche auch in ihren Aeußerungen auf einzelnen, besonderen Gebieten sich nie entziehen konnte, indem die Wandlungen der Sprache nach ihren lexikalischen und grammatischen Schwankungen namentlich auch bei der Abfassung der Kirchenlieder durchschlagend mitwirkten. Das 16. Jahrhundert, wo die reformatorische Kirche noch im Werden begriffen, erst allmählig die Entdeckung macht, daß die „alte“ Kirche nie und nimmer mit einer Reformation pactiren werde, brachte die vollständige Ablösung und Trennung zu Wege, für welche aber bis auf den heutigen Tag selbst der deutsche protestantische Kaiser von a. 1871 noch nicht die rechtliche Anerkennung von Seiten des Vatican hat erlangen können. In dieser ersten s. z. s. heroischen Heldenperiode unserer evangelischen Kirche, von deren Kämpfen und Stürmen unsere Zeitgenossen keine Ahnung haben, die im friedlichen Besitz des von den Vätern errungenen und ihnen überlieferten Erbes die kirchliche Form und Gestalt des religiösen Lebens als eine irgendwie vorhandene genießen, sind auch die ersten Kirchenlieder entstanden, unter deren Sängern Luther voran steht. Dabei ist ein Umstand merkwürdig und im Auge zu halten, daß das deutsche Kirchenlied sofort in zwei Mundarten sich seinen Ausdruck suchte. Luther's Bibel im Meißner ober-sächsischen Dialekt geschrieben, behauptete seine eminente Stellung und brach sich Bahn von Holstein und Livland bis in's Züricher und Berner Land. Dagegen konnte der ganze deutsche Norden, wo die niedersächsische, sogenannte platte Mundart volksthümlich war, das kirchliche Volkslied, wenn es gesungen werden sollte, nur plattdeutsch gebrauchen. Daher kam es denn auch, daß in Riga zu St. Petri und im Dom, und überall, wo das erste Rigasche Gesangbuch Eingang fand, die Kirchenlieder fast ein ganzes Jahrhundert nur plattdeutsch gesungen wurden, und die Lieder von Luther, Paul Speratus u. A., ursprünglich in ober-sächsischer Mundart, der „platten“ Zunge sich anbequemen mußten.

Bis 1530 hatten über 300 Jahre lang die Colonisten dieses baltischen Landes, wo bald Städte, wie Riga, Reval, Dorpat etc., und zahlreiche Burgen mit ihren sich anschließenden Ansiedelungen die Mittelpunkte bei der Besitzergreifung des bis an die Grenzen der Nowgoroder und Pskower, wie polnisch-lithauischen Gebiete sich ausdehnenden Flachlandes wurden, ihre fortwährenden Zuzüge meist aus dem nördlichen Deutschland gefunden. Kein Wunder, daß diese ihre heimische Mundart mitbrachten, die daher hier zu herrschendem Gebrauch sich festsetzte. Im täglichen Verkehr und bei allen inneren privaten Verhandlungen und sonstigen gerichtlichen und historischen Aufzeichnungen für die größere Menge berechnet, bediente man sich des Plattdeutschen, während vielfach unvermeidliche internationale Beziehungen bei politischen und kirchlichen Auseinandersetzungen, was auch für etwanige wissenschaftliche Erörterungen galt, den Gebrauch der lateinischen Sprache forderten, da die Stellung zu der Krone Polen, Schweden etc., zur Curie und zum deutschen Kaiser solches mit sich brachte. Der „litwändische Landesstaat“ konnte, mochten nun der Archiepiscopus, der Magister Livoniae oder die Consules civitatis Rigensis das Wort als solche ergreifen, der lateinischen Sprache nicht entbehren. Die Bullen und Decrete, die diplomatischen Willensäußerungen kamen aus Rom, Wilna, Stockholm u. s. w. nach Riga an die betreffenden Instanzen sämmtlich lateinisch, wie denn auch die Festgesänge der Domherren im Chor der Kathedrale, „in dulci jubilo“ celebrirt, von den plattredenden Gläubigen angehört wurden. Die politische und sociale Lage der Dinge war allhier ganz dazu angethan, um die reformatorische Umwandlung des römischen Kirchenbestandes in überraschender Eile zu vollziehen. Kaum hatte, fünf Jahre nach Luther's erstem Auftreten, der angereiste Andreas Rudpfen auf Veranlassung des Raths und der Hauptrepräsentanten der Bürgerschaft zu St. Petri seine Disputationen über den Römerbrief mit den Mönchen zu St. Peter öffentlich in lateinischer Sprache gehalten, so konnte er schon sofort als berufener Archidiaconus plattdeutsch von der Kanzel in seiner ersten Predigt die Wittenberger Grundsätze zur allgemeinen Befriedigung verkündigen, woran sich die Abschaffung der römischen Messe und eine neue Ordnung der Gottesdienste angeschlossen, während gleichzeitig Herr Sylvester Tegetmeier in der Jacobi-Kirche seinem Gesinnungsgenossen kräftig zur Seite stand, die Beide daher mit Recht als die rigischen Apostel zu bezeichnen sind, indeß die Dom-Kirche noch einstweilen im Besitz des Erzbischofs blieb, bis auch diese schließlich erworben ward. Daß in diesen ersten 40 Jahren von 1522 bis zur völligen Auflösung des Ordensstaates und

des römischen Kirchenregiments die Verwirrung in Stadt und Land, auch schon während der Zeit des vorsichtigen und weisen Plettenberg, der das Ende der Dinge kommen sah, aber nicht erleben sollte, eine entsetzliche gewesen sein muß, bei der Aussicht auf die Schrecken, die noch alle bevorstanden, können wir uns kaum vorstellen. Die Abfassung einer neuen Kirchendienstordnung war vor Allem erforderlich. Ein Freund Luther's und Melanchthon's, Dr. Johann Briesmann, damals in Königsberg dem ehemaligen Hochmeister, nunmehrigen Herzog Albrecht von Preußen bei der Herstellung der Reformation behilflich, kam auf Einladung der Rigischen 1529 hieher, um mit A. Knöpfen eine feste Ordnung zu schaffen. Von ihm wurde das erste Rigasche Gesangbuch, und zwar mit Knöpfen's Beihilfe, zusammengestellt: „Kurz Ordnung des Kirchendiensts, Sampt ehner Borrede von Ceremonien, An den Erbarñ Rath der löblichen Stadt Riga hñn Liefflandt Mit etlichen Psalmen vñd Göttlichen lobgesengen die hñ Christlicher versamlung zu Riga ghesungen werden. M. D. XXX. Gedrücket hñ der laueliken Stadt Kopstock, by Ludowich Dietz, am 19 Julii, hñ iare na Christi unses erlöfers geborth, 1530.“

Wir haben es hier vorzugsweise mit dem eigentlichen Gesangbuch zu thun, indem der übrige Theil der neuen Kirchenordnung, der von der Anordnung des Gottesdienstes überhaupt handelt, das enthält, was wir in der sogenannten „Agende“ haben. Dieses erste Rigasche Gesangbuch hat in plattdeutscher Sprache nahe an hundert Jahren im Gebrauch gestanden, sieben Ausgaben erlebt und drei Ergänzungen erfahren. Die Originaldrucke gehören zu den größten Seltenheiten, indem von der ersten Ausgabe 1530, soweit bekannt, nur ein einziges Exemplar, und zwar in Upsala, existirt; von der zweiten Ausgabe gleichfalls nur ein einziges, in Celle, von der Ausgabe 3 auch nur ein einziges in Wolfenbüttel u. s. w. In Riga sind nur vorhanden: von der 4. Ausgabe 1559, Rigaer Stadtbibliothek, und Ausgabe 5 in der Bibliothek der alterthumsforschenden Gesellschaft.

Mit Recht sagt Geffken, und ich freue mich, das mit des trefflichen Mannes eigenen Worten sagen zu können (a. a. O.): „Zu den Städten, die in der Geschichte der Hymnologie einen Ehrenplatz behaupten, ist in erster Linie Riga zu rechnen. Während viele andere Städte wechselseitig verschiedene fremde Gesangbücher nach- und nebeneinander gebrauchten, kam Riga schon früh (1530) zu einem eigenen niedersächsischen Gesangbuch, hat dieses lange beharrlich festgehalten, und ist stetig bemühet gewesen, dasselbe zu verbessern und zu bereichern. Dieses Gesangbuch muß, nach vielen Anzeichen zu schließen,

auch außerhalb Livlands in einem weiten Gebiete verbreitet und in Gebrauch gewesen sein, denn keine andere Stadt nieder-sächsischer Zunge hat sich in dieser Beziehung so früh ausgezeichnet.“

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, Etwas aus der Vorrede „An den Erbaren Rath der löblichen Stadt Riga“ von Dr. Jos. Briesmann zu hören: „Ersame weyße herrn, nach dem wir durch die verordenthen von euren weyßheiten an vnns, zum mehrern mal diß jar angelanget sind worden, ehne beständige formliche Kirchenordnung sampt andern artikeln, so zur ehre vnnnd fodderung des heyligen Euangelions dienstlich zu ver-fassen zc. — Nu haben wir solchs angegriffen vnd etliche artikel vnd ordnung hvr hn schriftlich auß kurzest verzeichnet, vnnnd wollen ob Got will dieselbige, zuuor vnd ehedan sie ganghafftig wird, mit weytter verklarung vnd underrichtung, mit mehrern Bescheydt vnd vmbstendigkeiten dem volck, müntlich von der Canzel, nach notdurfft der sache anzeygen.“ Dann heißt es weiter, wobei ich das Plattdeutsche umsetze: „Und wiewol die rechtschaffenen Christen ihren Gottesdienst innerlich haben, und wie auch Christus Joh. 4 sagt, den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, welchen, ihrer Stärke nach, gar keine Ordnung der äußerlichen Ceremonien von Nöthen, jedoch dieweil die christliche Kirche hie auf Erden allzeit als ein Hospital der Kranken an den Seelen, und der Schwachen allzeit mehr, denn der Starcken befunden worden, dazu so wächst die Jugend immer ohne Unterlaß neben den Alten auf, der einfältigen Laien ist und bleibt auch eine große Zahl, allzeit überall ihrer viele noch ungläubig, wiewol nicht ganz verstocket, doch dem Worte Gottes noch nicht gehorsam. Einestheils sind Fremde, und in den Landen wohnhaft, da Gottes Wort öffent-lich zu predigen durch Tyrannei nicht zugelassen wird, die doch hieher nach Livland, ihres Handels und Gewerbes halben oft-mals kommen, und ab und zu ziehen, und also fortan übertreffen die Gebrechlichen gar weit an der Zahl die Starcken. Der-selben kann man wahrlich äußerliche Ceremonien nicht entbehren und muß sie haben der obgemeldeten Einfältigen halben, eben-sowol als von Anbeginn der Welt von Adams Zeiten her die alten Gläubigen, als da sind Adam, Abel, Henoch, Abraham zc., Ceremonien und etliche Gebärden im äußerlichen Gottesdienst gebraucht haben, daß sie dadurch die Jugend und diejenigen, so noch nicht zur Erkenntniß Gottes gekommen waren, zum Wort und Glauben führen mochten“ zc.

Luther's Liedersammlungen müssen sehr früh nach Riga gekommen sein. In dieser ersten Ausgabe des Rigaschen Gesangbuches 1530 finden sich von Luther 24 Lieder, namentlich

auch „Ein feste Burg ist unser Gott.“ In den folgenden Ausgaben werden noch 10 hinzugefügt, die er später gedichtet hat, so daß es in allem 34 sind. Was das heroische Heldenlied „Ein feste Burg“ betrifft, so ist der, auch früher von mir getheilte Irrthum abzuweisen, als habe Luther dasselbe während des Augsburger Reichstages am 25. Juni 1530 auf der Feste Coburg gedichtet, da das Lied unzweifelhaft schon 1529 gedruckt ist, und bereits zu Rostock in dem am 19. Juli 1530 beendigten Druck dieses ersten Rigaschen Gesangbuches erschien. Dasselbe gilt von einem später Andreas Knöpfen zugeschriebenen Liede: „Herr Christ, der ein'ge Gottessohn“, das in der 2. Ausgabe von 1557 mit der ausdrücklichen Bezeichnung der Elisabeth Crüzigerin als Verfasserin steht. Ueberhaupt haben sich im Laufe der Zeit über die Entstehung und die Schicksale mancher alten Kirchenlieder gar anmuthige Sagen gebildet, die aber der durch Kritik gewonnenen Wahrheit weichen müssen, wie auch die Erzählung, wonach Speratus sein Lied: „Es ist das Heil uns kommen her“ in Königsberg sollte gedichtet und Luther es durch einen preussischen Bettler, der es vor seiner Thür sang, kennen gelernt haben, nichts als eine Fabel ist.

Nächst den Liedern Luther's heben wir die von unserm Andreas Knöpfen hervor. In der ersten Ausgabe finden wir fünf, später kamen noch fünf hinzu, indem, wie bemerkt, das Lied: „Herr Christ de enig Gades sönn“ ihm abzusprechen ist.

Diese erste Ausgabe schließt mit sechs Reimzeilen, die wir als kernhaften Ausdruck einfacher Wahrheit, die unsere Alvorderen zu würdigen wußten, mit Vermeidung des Plattdeutschen, wie folgt, hersetzen:

„Gott sei Lob in Ewigkeit.  
Hätten wir alle Einen Glauben,  
Gott und der Gemeinde Ruß vor Augen,  
Guten Frieden und recht Gericht,  
Eine Elle, Mauth und Gewicht,  
Eine Münz und gut Geld,  
So stünde es wohl in aller Welt.“

Die zweite Ausgabe erschien im J. 1537 „auffs newe corrigert und mit vleyß gemert“. Briesmann war inzwischen schon nach vierjährigem Aufenthalt in Riga, er hatte in Briesen an Melancthon zum östern über Candidatenmangel (*penuria virorum*) und „schlechte Luft“ und böses Klima geklagt, nach Königsberg zurückgekehrt, so daß die Anfertigung dieser 2. Ausgabe, wie ersichtlich, beiden Pastoren, Andreas Knöpfen und Sylvester Tegetmeier, überlassen blieb. Uebrigens ist aus der Angabe im Titel ersichtlich, daß das Reformiren und Corrigiren auch des Gesangbuches damals schon fleißig geübt ward. Die

Anrede an den Leser kennzeichnet den gemüthlichen Ton, in welchem man sich erging, der plattdeutsch besonders zusagt:

Geistlich sanctbuechlein man mich nent,  
 Zu Riga in Lyfflandt wol kent,  
 Daselb byn ich Christlicher gemein,  
 Zu dienst wan sy syngen yn eynn,  
 Vnd sunderlich der lieben Zugen,  
 Dye sich vleyt (besleißigt) Christlicher Zugen,  
 Bill neyer Psalmen vnd geseng,  
 Auch mit den Noten ich sie breng,  
 Mit wortten vnd orsachen,  
 Worum (warum) man mich thät ney machen,  
 Derhalben, geliebter Leser, sich  
 Um ein klein Geld kaufft du mich,  
 Und ich dir groß nutzen kann,  
 Wie du wirst lesend wohl verstan.

Der bekannte Burchard Waldis, der, wie ersichtlich, sich an dieser Ausgabe mehrfach theilhaftig hat, gibt auch ein erweckliches „Gebet zu Gott“ in Reimen. Auch finden sich hier zwei Lieder von zwei Markgrafen von Brandenburg, Casimir und Georg, je eins, die in ihrer Art merkwürdig sind. Man fühlte sich damals noch in einer gewissen, zum Theil in Folge der Erhebung des nunmehr vor zwei Jahren selig entschlafenen Ordensmeister Plettenberg zum „Reichsfürsten“, verstärkten Verbindung, daher es in der Fürbitte für alle Obrigkeit heißt: „O hemmelsche vader, wy bydden dy, süh (sieh) gnedichlyken vp unsen gnedigsten Heren den Keyser, vnd alle Forsten und Heren, sounderlich vp unsen gnedigen Heren N. N. (damals Hermann von Brüggeneh) vnd vp den Raht besser Stadt“ 2c. Der Anhang hat ein Interesse für Diejenigen, die es lieben, alte und moderne Zustände mit einander zu vergleichen, in welchem drei kurze Gespräche zwischen Lehrer und Schüler, Taufpathe und Pathenkind, Pastor (Kardher) und Kind auf weiteren Unterricht vorbereiten, und schließlich ein aus dem Lateinischen übersehter Dialog von Erasmus Rotterdamus, „darin eine schöne väterliche Kinderzucht beschrieben wird.“

Die dritte Ausgabe vom J. 1548. Sylvester Tegetmeier und Wenceslaus Lemchen, die beiden nunmehrigen Pastoren zu St. Petri und Dom, geben in der Vorrede an: „wy hebben ock vele nher geistliker löffliker Leder und Lauesenge yn dith Boek laten setten, de vörhen nicht darinen geweest sint.“ Auch wird gewünscht, daß „unsere Nachkommen mit einem beständigen Gesangbuch und geistlichen Lobgesängen versorget würden, damit Niemand Ursach gewönne was Neues oder Sonderliches in den Kirchen anzurichten und zu singen“ 2c. Diese dritte Ausgabe hat aber doch eine Neuerung, daß sie neben den deutschen Gesängen und Gebeten auch einem lateinischen Text wieder

mehr Raum gestattet, wie man aus dem Zusammenhange erkennt, vornämlich um der Schuljugend willen, eine Sitte, die indeß schon damals ihre Gegner fand, aber sich noch lange erhielt. So heißt es denn daselbst z. B.: „In dulci júbilo, Nu singet vnd weset fro, Vnses herten wunne licht in prae-sepio vnd lüchtet als de Sünne, matris in gremio, Alpha es et o, Alpha es et o.“

Die vierte Ausgabe von 1559 beginnt mit einer lateinischen Warnung der Rigischen Prediger an die Nachkommen; sie „bitten und beschwören, diese Kirchenordnung genau zu erhalten, nicht davon zu weichen, weder etwas zu ändern noch hinzuzufügen“ 2c. Uebrigens vermehrten sich bei alledem die lateinischen Lieder, um erst später zu weichen. Die siebente Ausgabe von 1592 ist zum erstenmal in Riga gedruckt bei Nicolaus Mollhn.

Es folgen am Ende des Jahrhunderts noch drei Ergänzungen des Gesangbuches; die erste vom J. 1567, einer Zeit der Angst und Schrecken, woher denn die hier zur Ergänzung beigefügten Lieder auf die Zeitereignisse Rücksicht nehmen. So steht z. B.: „Ein Schön Geistlich Lied der Christen yn Lyff-landt.“ Da heißt es u. A.:

Iho dy allein yn duffer Rodt,  
 Wy dyne Rynder Noyen 2c.  
 Du willst in dem Torne dyn  
 Uns nicht gar vorderuen.  
 Vull Bößheit leider ist düth landt,  
 Den sünden ganz ergeuen 2c.  
 Dath landt den Düdeschen gegeuen ist,  
 Schyr vor veer hundert jaren,  
 Up dat se dynen namen Christ  
 Den Heiden scholten leren.  
 Se averst hebben gesocht vele mehr  
 Er egen nutt lust und ehre,  
 Dynen weinich geachtet 2c.

Als wollte dieses alte Gesangbuch mit seiner platt-deutschen Zunge Abschied nehmen von einer alten Zeit, mit deren Traditionen und Erinnerungen in den Herzen der Menschen bald vollständig gebrochen werden sollte, hat der Anhang schließlich noch ein Lied vom vorletzten Ordensmeister Wilhelm v. Fürstenberg aufbewahrt: „Ach Godt wil my erhören“ 2c.

## III.

## Zweites (hochdeutsches) Gesangbuch.

Hermann Samson 1615.

Somit wäre unsere Besprechung des ersten Rigaschen Gesangbuches geschlossen und wir könnten uns sofort dem zuwenden, was darauf in neuen Formen als Unvermeidliches herankam. Denn es gibt einmal, auch in religiösen und kirchlichen Dingen, selbst bei Anerkennung ewig feststehender Offenbarungswahrheiten, keinen absoluten Stillstand, indem auch der gläubige Menscheng Geist es nicht lassen kann, sich mit dem von außenher Gegebenen irgendwie zu verständigen, bei welchem Gedankenproceß Beziehungen und Wechselwirkungen entstehen, in Folge derselben die ewigen Wahrheiten in einem neuen Lichte sich darstellen. So kann sich denn auch unser Rigasches Gesangbuch nicht darüber beklagen, daß es von Anfang an, d. h. von Anno 1530 bis auf den heutigen Tag, gleichsam wie stereotyp in einer und derselben Gestalt unverändert sich erhalten habe. Denn nicht blos verlangte die ununterbrochene Strömung der von einem Menschengeschlecht zum andern leise und allmählig sich fortsetzenden Umbildung der Sprache ihre Berücksichtigung; auch der stete Zufluß von neuen Liedern geistlicher Dichtung beanspruchte sein Recht. Vornämlich aber waren es veränderte Anschauungen und Vorstellungen, die unabhängig von der kirchlichen Machtphäre in der allgemeinen Culturentwicklung entstanden, und die Köpfe und Herzen derartig beschäftigten und beeinflussten, daß auch das kirchliche Gesangbuch, wenn es den Bedürfnissen der zur Zeit Lebenden genügen sollte, die stets nur mit starkem Vorbehalt der geistigen Autorität ihrer Antecessoren blind sich zu unterwerfen geneigt sind, nicht als ein unabänderliches verharren konnte. Bevor wir jedoch von unserm ältesten und ersten, und zwar plattdeutsch abgefaßten, Gesangbuch vollständig Abschied nehmen, mögen noch ein paar Ergänzungen hinzugefügt werden, die den Uebergang zum Folgenden veranschaulichen. Daher ist es nicht ohne Absicht, daß wir hier noch einige der ältesten Lieder aus der „heroischen Heldenperiode“ unsres Kirchengesanges, namentlich von Luther, anführen, die in dem ersten Rigaschen Gesangbuche sofort Aufnahme fanden, weil sie noch heute nach Text und Melodie, als theure Kleinodien aus der Väter Zeit aufbehalten, und, wenn auch dem Wortlaut und Buchstaben nach oft umgeändert, doch erkennbar und gangbar sind, und an ihrem Werthe nichts verloren haben, an welche

in den folgenden Zeiten die neueren Lieder sich, als wie um den Urkern des evangelischen Liederchazes, ansammelten. Zu diesen Liedern gehören von Luther: Ach Gott, vom Himmel sieh herein. Christum wir sollen loben schon. Christ lag in Todes Banden. Christ, unser Herr, zum Jordan kam. Der du bist drei in Ewigkeit. Dies sind die heiligen zehn Gebot. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Ein' feste Burg. Gelobet seist du, Jesu Christ. Gott, der Vater, wohne uns bei. Jesus Christus unser Heiland (dabei ist bemerkt: „von Joh. Huß, dörch M. L. gebetert“). Es wolle uns Gott gnädig sein. Komm, heiliger Geist, Herre Gott. Mit Fried und Freude ich jahrl' dahin. Mitten wir im Leben sind. Nun bitten wir den heiligen Geist. Nun kommt der Heiden Heiland. Nun freut euch, liebe Christengemein. Vom Himmel hoch, da komm ich her u. s. w. Ferner noch: „Bih deper noth schrye ick tho dh“, wobei wir bemerken, daß dieses Thema „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir“ in der ganzen Zeit ein in den verschiedensten Variationen immer wiederkehrendes blieb, da in diesem „Jammerthal“ die von Satan, Welt und Fleisch stets angefochtene „arme Christenheit“ Dichter und Sänger, welche Trauer- und Trostpsalmen anstimmten, nicht entbehren mochte. Von Luther's Zeitgenossen stehen obenan: Paul Speratus: Es ist das Heil uns kommen her; Nicolaus Decius, zuerst Mönch, dann Prediger in Stettin: Allein Gott in der Höh sei Ehr zc., und: O Lamm Gottes, unschuldig zc., übrigens beide Lieder nach alten lateinischen Originalen, wie damals häufig. Erasmus Alberus: Ihr lieben Christen, freut euch schön; M. Weiße: Nun laffet uns den Leib begraben; J. Mathejius: Aus meines Herzens Grunde. Die Lieder von unserem „Rigischen Apostel“, Andreas Knöpfen, verloren sich später aus den Gesangbüchern. Er war gewiß ein weiser, frommer, hochverdienter Mann, den wir dankbar in Ehren halten wollen, aber seine Lieder litten zu sehr an den freilich unvermeidlichen sprachlichen Härten und Ecken seiner Zeit, und hatten zu wenig von jener schöpferischen Eigenthümlichkeit, wie solche bei den Obengenannten zu rühmen ist, als daß sie später noch Anklang finden konnten. Diese in plattdeutschem Idiom vorgebrachten geistlichen Gesänge und Lieder bewährten sich nun allerdings fast 100 Jahre hindurch in der auch nach Livland verpflanzten Mundart als nothwendig und allein haltbar, weil allgemein verständlich, für den kirchlichen Gebrauch. Allein bald nach dem Anfange des 17. Jahrhunderts schien es geboten, sie für den öffentlichen Gottesdienst bei Seite zu setzen, da auch die feierliche Predigt von der Kanzel, als eine im höheren Ton vermittelte Verkündigung des göttlichen Wortes, der

volkstümlichen niedersächsischen Sprechweise sich entwöhnte und der hochdeutschen Lutherbibel bei der Auslegung folgte. Wer aber ein Verständniß von der Macht traditionell fest eingepprägter Ein-drücke auf das Gemüth hat, wird es begreiflich finden, daß das „alte“ Gesangbuch noch lange nach seiner Abschaffung besonders älteren Leuten, unter denen Vielen Grammatik und correcter Versbau eine ziemlich gleichgiltige Sache war, und denen das neu aufkommende „gebildete“ Hochdeutsch befremdlich, ja geziert klang, bei ihrer häuslichen stillen Privatandacht lieb und theuer blieb, wobei ihnen auch die starke und kräftige Bilderprache, die plattdeutsch sich um Vieles volltönender annahm, um so mehr zusagte, als darin ein Realismus der Vorstellungen sich kundgab, der trotz aller Astronomie und Geographie in ganzen Lebensschichten noch lange mit Zähigkeit gemüthliche Pflege fand. Wir müssen hier eine nicht unwichtige Bemerkung aussprechen, weil sie zur Beurtheilung auch der späteren Praxis bei Gesangbuchs-Redactionen dient, daß jedesmal, wenn es bei uns in Riga zu einem „neuen, vermehrten und verbesserten“ Gesangbuch kam, dasselbe nur das Produkt der vorhandenen kirchlichen und religiösen Zeitströmung war, aus welcher das neue unmittelbar wie von selbst entstand, wobei dann auch, wie das Weitere zeigen wird, eine hervorragende Persönlichkeit, durch Stellung und Begabung gewissermaßen wie dazu berufen, die Sache in die Hand nahm und das Werk in der Art zu Stande brachte, wie es den Anforderungen der Zeitgenossen entsprach. Diese Uebergänge aus dem „Alten“ zum „Neuen“ brachten es aber allzeit mit sich, daß es auch nie an Solchen fehlte, die, sei es als „Zurückgebliebene“ oder noch nicht so schnell „Fortgeschrittene“, mit Vorliebe beim Alten festhielten, wo denn eine längere Zeit zum Heranwachsen eines neuen Geschlechts erforderlich war um zu vergessen, daß ein solcher „Uebergang“ überhaupt stattgefunden hatte, wie Diejenigen, die solche Uebergangsperioden selbst durchlebt haben, aus eigener Erfahrung wissen.

Das zweite (und zwar nunmehr hochdeutsche) Rigasche Gesangbuch datirt vom Jahre 1615. Bergegenwärtigen wir uns etwas jene Zeit. Es war da wenig Veranlassung zu singen: „Nu ist die angenehme thdt!“ Viel Angenehmes gab es nicht. Eher schon suchte man seine Erbauung in Liedern: „Wo Godt de Here nicht by vns hölbt“, oder: „Wat be-drüest du myn hert.“ Die Polen, und mit ihnen wieder die römische Kirche, hatten sich in Stadt und Land festgesetzt. An Ansprüchen der Schweden und Russen fehlte es nicht, die gar beschwerliche Einfälle in's ohnehin arg heimgesuchte Land zur Folge hatten. Im Nachbarlande am linken Dünauer hatte

der erste Herzog, Gotthard Kettler, mit Einführung der Reformation den trostlosen Zustand des Kirchenwesens in treuester Fürsorge durch eine gesetzliche Kirchenordnung und Foundation vieler neugeschaffenen Pastorate und Kirchspiele, vornämlich auf den herzoglichen Domainen, die weitaus den dritten Theil des ganzen Landes inne hatten, derart gründlich umgewandelt, daß die lutherische Kirche in Kurland noch heutiges Tages die gesegneten Folgen dieser Maßnahmen verspürt. Dagegen sah es in dem verwüsteten Livland traurig genug aus, und mußte sich den polnischen Administrator Chodkiewicz, der sein Privatsiegel zum officiellen Wappen des Herzogthums Livland machte, die Intriguen des Jesuiten Possevin und die Einsetzung eines römischen Bischofs in Wenden gefallen lassen. Riga wußte sich allerdings zwanzig Jahre in einer gewissen Unabhängigkeit zu behaupten, und konnte diese erfreuliche Stellung durch das Prägen seiner sogenannten „Freiheitsthaler“ in gutem Silber zum Ausdruck bringen; dagegen brachten die ganz unnöthigen „Kalenderunruhen“ es dahin, daß Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit hart aneinander kamen, und blutige Ereignisse nicht ausblieben. Als König Stephan Batorj endlich in Riga einritt, mußte sofort die Jacobi-Kirche wieder der römischen Messe eingeräumt werden, wo die Jesuiten sich abermals festsetzten und, wie ein noch erhaltenes handschriftliches lateinisches Diarium, das eine gelegentliche Besprechung wol verdient, solches erzählt, von da aus ihre Befehrungen und Teufelsausreibungen, denn es „spukte“ damals besonders in alten Häusern, fleißig betrieben. Hermann Samson (das Nähere über diesen merkwürdigen Mann kann aus meinem Buch über ihn, 1857 gedruckt, ersehen werden), Sohn des Obersten der Rigaschen Stadtwache, — Riga hielt sich zum Schutz gegen äußern plötzlichen Ueberfall seine eigene Bürger- und Söldnertruppe — war nach gründlichen Studien aus Wittenberg in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und 1608 in sein erstes geistliches Amt getreten. Dieser, der Stammvater eines weitverbreiteten, angesehenen baltischen Adelsgeschlechts, ein in jeder Hinsicht charaktervoller und gelehrter Repräsentant der Rigaschen und livländischen Kirche — sein noch erhaltenes Bildniß zeigt ihn uns in seinem Vollbart stattlich und würdig — zog sofort nach der Capitulation Rigas die Aufmerksamkeit Gustav Adolphs und Orenstiernas auf sich, und wurde demnach als Oberpastor zu St. Petri gleichzeitig zum Superintendens generalis des Herzogthums Livland ernannt, um eine erneuerte Herstellung und Ordnung in der darniederliegenden lutherischen Landeskirche, soweit es die Zeitumstände erlaubten, einzuleiten und zu bewerkstelligen. Dieser lutherische Theolog

und Pastor, er war beides, zeigte in seinen „Kometen- und Hexenpredigten“, die er „vor vollreicher Versammlung zu St. Petri“ hielt und nachher in Druck gab, nicht minder Muth und Freisinnigkeit, mit der er den landläufigen Vorurtheilen seiner Kirchkinder entgegentrat, als in den zwei dicken Quartbänden seiner gedruckten Streitschriften gegen die Jesuiten, die ihm das Leben zur polnischen Zeit sauer genug machten. H. Samson war es nun, dem wir die Redaction und Herausgabe dieses zweiten Rigaschen Gesangbuches zuschreiben müssen. Leider ist dieses nur in einem einzigen, und noch dazu defecten Exemplar vorhanden, im Besitz der hiesigen Ritterschaftsbibliothek.

Dieses Gesangbuch besteht aus zwei Theilen. Im ersten Theil befinden sich die Lieder des alten Gesangbuches, in's Hochdeutsche übertragen, mit Hinzufügung von fünf neuen Liedern, und zwar alle mit Noten zum Singen. Auch fehlt es nicht an lateinischen Liedern, obgleich schon damals von Verschiedenen die Abstellung des Gebrauchs lateinischer Gesänge gewünscht ward. So findet sich da ein Hymnus in festo Visitationis Mariae von Philipp Melancthon, der bekanntlich besser lateinisch als deutsch sprach und schrieb u. s. w. Eigenthümlich ist, daß neben einer älteren Uebersetzung des Liedes *Veni creator spiritus* von Luther noch eine andere gegeben wird, vermuthlich zur Auswahl, da die ältere noch in ihrem Werthe unbeanstandet bleiben sollte; wie auch in späterer Zeit zuweilen in ähnlichen Fällen dieselbe Praxis befolgt worden ist. Uebrigens ist das Lied „Komm heiliger Geist, Herr Gott“ nach *Veni sancte spiritus* von jenem zu unterscheiden, wobei nur bemerkt werden mag, für Liebhaber des Ausdrucks „brünstige Liebe“, daß in der ältesten Ausgabe von 1530 nicht „brünstig“, sondern wörtlich nach dem Lateinischen „feurige Liebe“ steht, die 1615 allerdings in „brünstige“ verändert wurde. Das hindert aber nicht, daß im Gesangbuch von 1615 noch eine dritte Uebersetzung gegeben wird, die wieder dem lateinischen Original sich nähert, wo nichts von „Brunst“, sondern vom „Feuer“ der Liebe Gottes steht. Man sieht also, das ist Geschmackssache. Auch das Lied *Christe qui lux etc.* hat zwei Uebersetzungen, die eine von Luther „Christe, der du bist Licht und der Tag“ &c. Bemerklich ist der Unterschied: die eine hat wörtlich nach dem lateinischen Vers 5: „Schick und regier' die Diener dein, Die mit deinem Blut gekauft sein“; dagegen übersetzt Luther ziemlich frei: „Hilf uns, Herr Gott, aus aller Noth, Durch dein heilig fünf Wunden roth“.

Der zweite Theil dieses 2. Gesangbuches gibt im Titel den Inhalt an: „Geistliche Lieder und Psalmen, nach Ord-

nung der Feste, sammt andern zusammengesuchten neuen Liedern 2c.“ Alle Lieder sind gleichfalls mit Noten für den Gesang versehen. Außer einer kleinen Nachlese aus dem alten Gesangbuch, da im ersten Theil einige übergangen waren, die man doch schließlich hinzuzufügen für gut befunden hat, wie z. B. „Aus meines Herzens Grunde“ 2c., sind die übrigen alle neu, von denen sich eine nicht geringe Anzahl bis auf unsre Zeit noch, wenn auch mit verändertem Text und Melodie, erhalten hat. So z. B. stehen in den Gesangbüchern bis 1781: „Das alte Jahr ist nun vergahn“ und „Es ist gewißlich an der Zeit.“ Dagegen bis auf heute z. B. folgende Lieder: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ;“ „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr;“ „Von Gott will ich nicht lassen;“ „Komm her zu mir, spricht Gottes Sohn;“ „Wann mein Stündlein vorhanden ist“ u. s. f. Zur Charakteristik jener Zeit diene Folgendes: Noch Samson hielt es 1615 und auch später für zeitgemäß, in „Creuz, Verfolgung und Anfechtung“ im Liede „Zu dir allein in dieser Noth 2c.“ singen zu lassen, mit Uebersetzung aus dem bereits citirten Plattdeutschen: „Dies Land den Deutschen geben ist schier vor Vierhundert Jahren“ u. s. w. Aber es nimmt mehr Wunder, im „Neuvielvermehrten Rigischen Gesangbuch von 1771“ dieselben Verse wiederzufinden, nur mit der leisen Veränderung: „Vor viel hundert Jahren.“ Ob aber wirklich dieses Lied 1771 noch zum Singen von der Nummertafel in der Kirche, etwa bei einer Landtagspredigt, proponirt worden sei, erlaube ich mir stark zu bezweifeln. — Zum Andern: „Ein schön geistlich Lied vom jüngsten Tage,“ wie es in der Ueberschrift heißt, von Erasmus Alberus (einem treuherzigen Zeitgenossen Luther's), wo es u. A. also lautet: „Ihr lieben Christen freut euch nun, Bald wird erscheinen Gottes Sohn“ (daß das Wort „bald“ sehr elastisch und prekär ist, denn tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag, wissen wir). „Der jüngste Tag ist nun nicht fern, Komm Jesu Christe, lieber Herr! Berrathen ist der Widerchrist, Sein Heuchelei und arge List Sind offenbar und gar am Tag, Deß führt er (!) täglich große Klag'. Die Welt kann nicht länger stehn, Ist schwach und alt, sie muß vergehn, Sie kracht an allen Orten sehr, Und kann die Last nicht tragen mehr“ 2c. Dieses Lied blieb in den „Höllens-Liedern“ bis 1781 in den Gesangbüchern stehen, nur mit der Umänderung, daß wenn 1615 von der „Creatur“ gesagt wird, „sie kann nicht länger sein der Eitelkeit Unterthan, Und wollt' gern wieder werden frei Vons Türken Mord und Heuchelei“, nach 156 Jahren verbessert ward: „Vons Teufels Mord und Tyrannei“, was allerdings eine Verbesserung genannt werden

muß, denn die Anspielung auf die „seufzende Creatur“ im Römerbrief ist insofern eine verfehlte, als die Creatur, von welcher der Apostel redet, jedenfalls mit den „Türken“ in keiner Beziehung steht.

#### IV.

### Drittes Gesangbuch.

Johannes Breverus 1664.

So hatte Riga im Laufe von 134 Jahren, genau genommen, sich so ziemlich eines und desselben Gesangbuches zu erfreuen gehabt, nur wurden in den mehrfachen Auflagen Zusätze und Anhänge allmählig beigelegt, die aber den eigentlichen Grundstock und Charakter des Inhalts wesentlich unberührt ließen. Die einzige, allerdings in die Augen fallende, Veränderung, welche die Zeitumstände erforderten, war die Uebersetzung der plattdeutsch gegebenen Lieder in das ursprüngliche Hochdeutsch. Sämmtliche dieser zum kirchlichen Gebrauch bestimmten geistlichen Lieder, ihre Zahl war damals noch nicht übergroß, stammen aus der Reformationszeit. Die hauptsächlichsten haben Luther selbst und seine Mitarbeiter am Werk zu Verfassen, daher in ihnen sich die Summe der geistigen Bewegung dieser ganzen Zeit wieder spiegelt. Es ist urwüchsiger, kurz gehaltener Lapidarstyl, der den feierlichen Ton und die Ausdrucksweise einer von einem frischen Geist fromm erhobenen Stimmung kennzeichnet. Man schloß sich mit Vorliebe den Psalmen an, wobei die Lieder Davids und Assaphs eine Umdeutung in's Neutestamentliche zuließen, andererseits aber „die Rechtfertigung durch den Glauben allein“, im Gegensatz zur „Werkgerechtigkeit“ betont, zur Geltung kam. „Die Werk, die helfen nimmermehr, Die mögen nicht behüten, Der Glaub sieht Jesum Christum an, Der hat gnug für uns all gethan, Er ist der Mittler worden“, so wurde in unzähligen Modulationen fortgesungen, das Hauptthema der reformatorischen Predigt, zum Hauptärgerniß der Papisten, die den Weg durch's Fegefeuer mit Hilfe von „Menschenfündlein“ mittelst tausenderlei „Werken“ ihren Kirchglaubigen zu ebnen bemüht waren. Da waren sie alle vertreten, die treuen Gehilfen Luther's: von Paul Speratus, Justus Jonas, Paul Eber ic. an bis auf den Schuhmacher Hans Sachs und Burkard Waldis, den „Kanne-

geter“. Daß Philipp Melancthon in der Reihe der Sänger fehlt, darf uns nicht Wunder nehmen; denn dieser gelehrte Reformator der Schule, der gefeierte Praeceptor Germaniae, der feine Kathedermann, der sorgfältige Bibel-Creget, der erste protestantische Dogmatiker, der vorsichtig und leise tretende Verfasser der Augsburger Confession, dem die classische Sprache Latiums die allein geläufige war, pflegte sich des Deutschen nur zum häuslichen Verkehrsgebrauch zu bedienen. Es dauerte noch lange, bis die deutsche Sprache Katheder- und Salonfahig erklärt ward. Die Vertauschung des norddeutschen Gewandes unseres Gesangbuches A. 1615 mit dem mitteldeutschen müssen wir dem damaligen Pastor und Schulinstructor M. Hermann Samson, dem Senior der Rigaschen Geistlichkeit, zuschreiben, der selbst nur hochdeutsch predigte, wie seine (in der Rig. Stadtbibl.) noch aufbehaltenen gedruckten zahlreichen Predigten aufweisen, und ein plattdeutsches Gesangbuch für seine Kirchgänger zu St. Petri nicht brauchen konnte. Er erlebte die Abschaffung seines zeitgemäßen Werkes nicht, denn bereits 1643 starb dieser „Livlandische Herkules und Simson“, wie er in dem, nach seinem Tode in lateinischen Hexametern gedichteten Panegyrikon gefeiert ward, „der die Lernaische Hydra der Jesuiten erschlug und den Augiasstall der verroteten Livländischen Kirche reinigte zc.“ Seinem späteren Amtsnachfolger, Johannes Breverus, war es vorbehalten, das dritte Rigasche Gesangbuch zu besorgen und mit einer von ihm abgefaßten Vorrede zu unterzeichnen. Dieser treffliche Mann (s. meine Schrift über ihn vom Jahre 1869) glänzte die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts als Hauptrepresentant des Rigaschen Zions. Der General-Superintendent J. Fischer stand nur wenige Jahre ihm ebenburzig zur Seite. Nach einem aufbehaltenen Bildniß erscheint er hochgewachsen und schlank von Statur, blassen Antlitzes, mit klugen, sprechenden Augen, die Oberlippe nach damaliger Mode mit einem feinen Bärtchen verziert. Von seinem König und Gönner Carl XI. geschätzt, der ihn zum Dr. theol. in Upsala creiren ließ und zum ersten Rigaschen Superintendenten erhob, hatte er seine erste Jugendbildung im Hause und unter der Leitung Samson's selbst empfangen. Während Fischer sich ein unsterbliches Verdienst durch Besorgung einer lettischen Bibel-Übersetzung erwarb, sah Breverus sich in der Lage, ein Gesangbuch herzustellen, welches in einem ungewöhnlich langen Zeitraum von 127 Jahren bis 1781, wenn auch ab und zu vermehrt, in vielen Auflagen sich erhielt und anerkannte Geltung in weit über Riga hinausgehenden Kreisen genoß, bis auch ihm endlich die Stunde schlug, wo es einer neuen Zeit weichen mußte.

Vergegenwärtigen wir uns, soweit es hier zur Sache gehört, die Lage der Zeit, in welcher dieses unser drittes Gesangsbuch entstand.

Es waren damals ca. 40 Jahre verflossen, seitdem Riga und Livland unter der Krone Schweden stand. Vornan Belagerung, Feuersbrunst, Pest und Verwüstung, und ca. 50 Jahre später nicht Anderes, und mitten im Laufe der neun Decennien ein stets sich wiederholender Wechsel äußerer und innerer Drangsale, an denen Viele der damals Lebenden die Anzeichen eines baldigen Weltunterganges sahen. Mit der Eroberung dieses Landes durch Gustav Wasa's, des schwedischen edelmüthigen Kirchenreformators großen Enkelsohn Gustav Adolph, begann diese Zeit, und mit der Niederlage eines hirnverbrannten Heißsporns fand sie ihr Ende. Diese Beiden kennzeichnen so recht die sonderbarsten Gegensätze an einem Dynastengeschlecht, welches, bei sonstiger hervorragenden Vertretung der protestantischen Kirche, wie solche sich auch bei Carl XI. kundgab, doch auch an widerspruchsvollsten Schwankungen litt, wie wir es bei Erich XIV., Sigismund und Christina bis auf des unfähigen Gustav IV. eitele Enkelin sehen, die schließlich auch katholisch wurde. Trotz aller erschütternden Unruhen, in denen die Früchte des Friedens niemals zur Reife gelangen konnten, erhielt Riga und Livland aus jenen Tagen eine Kirchenordnung, eine lettische Bibel und ein Gesangbuch, und damit die Grundlegung für eine festere Gestalt des kirchlichen Lebens, auf deren Segnungen noch eine spätere Zeit ihre Hoffnungen setzte.

Unser drittes Gesangbuch, von welchem hier die Rede ist, war ein unvermeidliches und nothwendiges Product seiner Zeit, die nach ihren Bedürfnissen an dem bisherigen sich nicht konnte genügen lassen. Hat doch der „protestantische Lehrbegriff“ niemals einen absoluten Stillstand gehabt. An dem Ausbau desselben legten, von einem Geschlecht zum andern, die Jünger, die ihre Meister stets überboten, ausdauernden Fleiß an den Tag, theils in der Abwehr gegen „Papst und Secte“, theils in der inneren Vertiefung und Ausbildung des vorhandenen Lehrstoffes. Kam auch eine Zeit, die darauf angelegt schien, ein auf ewig abschließendes Bekenntnißwerk vollendet zu haben, so konnte es doch der Kritik der Späterlebenden nimmer entgehen. Die Annäherung, der Nachwelt jeden weiteren Fortgang, den der menschliche Geist auch auf dem Gebiete der Aeußerungen des christlichen Kirchenlebens sich zu gönnen keinen Anstand nimmt, durch Machtsprüche und Drohungen in der Wurzel abzuschneiden, ist ebenso thöricht als erfolglos. Man kann das beklagen, aber die Logik der Thatsachen gestattet keine Wider-

rede. Diese stets flüssige, nie stockende Bewegung der Forschung und Läuterung hat die protestantische Kirche vor jener Erstarrung eines überlieferten Dogmensystems geschützt und bewahrt, das in einer solchen erstarrten Form für die Nachwelt nur den Werth eines kostbaren und ehrwürdigen Petrefacts gehabt hätte. Dessen ungeachtet ist das 17. Jahrhundert in einem gewissen Sinne mit Recht die Zeit (1643) der „classischen Theologie und der rechtgläubigsten Lehrer unserer Kirche“ (wie ich soeben in Luthardt's A. Ev.-Luth. K.-Z. von diesem Jahre S. 561 lese) zu nennen, da sie, bei zugestandenem Prämissen, z. B. was den „Autoritäts- und Inspirationsbegriff“ betrifft, das Mögliche geleistet hat. Es war die Zeit, wo man die Entdeckung einer Unterscheidung „privater und officieller Deutungen der Kirchenlehrer“ und einer abzusondernden „Substanz der Lehre“ noch nicht gemacht hatte. Man stand fest bei der buchstäblich fixirten Form des Ganzen wie des Einzelnen, und hatte noch keine Ahnung von den großen Umwandlungen, welche namentlich in den Principien der Geschichtsforschung die Geister später zu neuen Bahnen hinlenkten. Um Großes mit Kleinem gewagt zu vergleichen, sei es erlaubt, die Behauptung auszusprechen, daß, wie Dante's Divina Comedia, im kräftigsten Realismus der Zeitvorstellungen des 14. Jahrhunderts stehend, das Lehrgebäude der römischen Kirche in poetischer Form resümirend zur Veranschaulichung hinstellte, so haben wir in unserm Brever'schen Gesangbuch vom J. 1664 in Liedform eine classische Darstellung des Lutherthums, wie es theologisch ausgebildet im 17. Jahrhundert seine Höhe erreichte, und in den Liedern frommer Sänger seinen volksthümlichen Ausdruck fand. Die geistlichen Dichter nach Luther's Zeit haben nicht die „reine Lehre“ in's Dasein gerufen, vielmehr die ihnen überkommene für die religiös-gestimmten Herzen und Gemüther ihrer Zeitgenossen flüssig und verständlich gemacht. Das Gesangbuch gab den Schlüssel zum Verständniß der Bibel, die als trostreiches und erbauendes Gotteswort erst so recht zugänglich ward. Wenn es wünschenswerth wäre, angenommen die Möglichkeit, die letztverfloßenen 200 Jahre mit dem Erwerb aller neuen Erfahrungen und Gedanken auf der Tafel des Bewußtseins unserer heutigen Mitlebenden vollständig auszulöschen, und den Standpunkt der gegenwärtigen Welt- und Geschichtserkenntniß auf den des 17. Jahrhunderts zurückzuschrauben, so wäre der beste Dienst, dem man solchem Verlangen leisten könnte, die Wiedereinführung dieses in seiner Art wirklich classisch zu nennenden Brever'schen Gesangbuches, zugeständig mit Säuberung grammatischer und prosaischer Unebenheiten, und Ausscheidung solcher Lieder, die sich als ab-

geschwächte Reminiscenzen besserer Originaldichtungen erweisen. Ob das aber überhaupt möglich ist, in der Weise, wie wohl zuweilen befürwortet ist, bleibt eine andere Frage, mit der wir uns hier nicht zu beschäftigen haben. Dagegen treten auch wir für die Behauptung ein, daß in der That dieses Brever'sche Gesangbuch, bis auf die letzten vermehrten Ausgaben, dem größten Theil nach das Beste enthält, was das geistliche Lied in den ersten 200 Jahren unserer protestantischen Kirche aufzuweisen hat, und daß es nach all den Erfahrungen, die wir in den letzten 100 Jahren gemacht haben, ein Attentat an den Kleinodien und Schätzen unserer Kirchenlieder wäre, wollte man nicht den Kern dieser herrlichen Erzeugnisse eines ungefärbten Glaubens erhalten, die sich die liebevolle Entfernung des zufälligen Staubes und Koftes immerhin gefallen ließen.

Neben der harten und schweren Arbeit der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts, die in lateinisch geschriebenen Quartanten die Ergebnisse ihrer scharfsinnigen Studien aufzeichneten, verstummte keineswegs das Lied der Sänger im kirchlichen Dichtehain. Aus allen Kreisen und Schichten des Lebens und der Berufsart ergingen sich poetisch angelegte Herzen, die Trost und Ermuthigung in Gottes Wort suchten und fanden in einer Zeit, die meistens mehr Veranlassung zu Furcht und Verzagttheit gab, als zu lebhafter Freude, welche sich ihnen nur durch einen hoffenden Ausblick in ein seliges Jenseits zu öffnen schien. Das Diesseits ist ein dunkles Jammerthal, so lautete der Grundton. Nicht bloß Prediger und Gelehrte, auch praktische Rathmänner, Herren vom Adel, Fürsten waren es, an die sich wohl auch Frauen, meist höheren Standes, angeschlossen, die ihre Gaben spendeten und willkommen geheißen wurden.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, aus welcher Zeit die meisten neu hinzugekommenen Lieder dieses Brever'schen Gesangbuches stammen, hatten bereits ein Menschenalter hindurch Städte und Länder unter dem schweren Druck jenes entsetzlichen, nie endenwollenden Krieges geseufzt, dessen alles verwüstender Wellenschlag weithin über den nächsten Schauplatz der Jammerge Ereignisse sich ergoß. Daß das geistliche Lied, von solchem Elende dieser Zeit auf's stärkste beeinflusst, vorzugsweise elegisch sich färbte, war zu erwarten. Da wurde unaufhörlich gesungen: „Ach Gott, der Satan gibt mir ein“ zc.; „Ach Gott, in was betrübter Zeit;“ „Ach Gott, mein Jammer ist sehr groß;“ „Ach Gott, wie schrecklich ist dein Grimm“ u. s. w. Man findet in den Literaturgeschichten oft die klagende Bemerkung, daß die deutsche Sprachbildung nach der classischen, mit Luther beginnenden Periode bald darauf nicht gerade eine, wie zu erwarten stand, aufwärts strebende Entwicklung nahm.

Ist es doch Thatsache, daß um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts unter dem noch fortbestehenden Einfluß des Lateinischen, als Idioms der Gelehrten, und des neu aufkommenden Französischen unsere Sprache, die immermehr förmlich vollgespielt mit fremdländischen Redensarten und Wörtern starnte, auszuarten drohte, und einerseits nur schwerfällig und ungelent sich fortschleppte, andererseits in's Gezierte und Gespreizte verfiel, so daß die Schriften und Bücher dieser Zeit von der Sprache Luther's sich nicht zum Vortheil unterscheiden. Aber für die Zeit, aus der das Brever'sche Gesangbuch seine Lieder schöpfte, möchte dieser Tadel nicht gelten. Auch waren die bekannten Bemühungen eines Opitz u. A. um den Versbau nicht ohne Berechtigung, die auch dem geistlichen Liede zu Gute kamen. Doch war es etwas Anderes, eine neue Gefühlsrichtung, die gerade vor der möglich gewordenen Herausgabe des Brever'schen Gesangbuches die Geister bewegte, und vielen geistlichen Liedern ihr bestimmtes Gepräge gab. Waren die Reformatoren in der Lage gewesen, dem neuerweckten Christenvolk den wiedererlangenen Grundgehalt des kirchlichen Glaubens, gereinigt von allen Auswüchsen und Entstellungen, für Herz und Mund im Liede fest einzuprägen, so brachte die wandelnde Zeit neue Bedürfnisse. Das leidende, klagende und hoffende Christenherz verlangte im Liede voll und erschöpfend sein „Ich“ auszusprechen, und seine persönlichen Stimmungen und individuellen Lebensschickungen und Erfahrungen durchklingen zu lassen. Wenn einst die alte Kirche ihre Untersuchungen mit dem dreieinigen Gott und seinen Werken begann, so hat die reformatorische, wie wir wissen, ihren Ausgangspunkt in der Betrachtung des Menschen und seines Verhältnisses zur Sünde und zum Erlöser genommen, woher auch diese Wendung, die das Kirchenlied allmählig einschlug, sich erklärt. Nun lehrt die Erfahrung, daß eine einmal anerkannte und eingeschlagene Richtung im Geistesleben sich bis zur Erschöpfung zu vollziehen pflegt, wo alsdann die Einseitigkeit bei später erlangter Einsicht einer richtigeren Praxis weicht. Dieses sich vordrängende „Ich“ im geistlichen Liede hat sich bis auf Novalis': „Wenn ich ihn nur habe“ zu behaupten gewußt, wodurch der Charakter des Kirchenliedes, insofern dieses für den Gemeindegesang bestimmt war, häufig Einbuße erfuhr. Diese Betonung des Ich's im Liede, diese „Subjectivität“, wurde so stark, daß z. B. im Brever'schen Gesangbuch 82 Lieder ausdrücklich mit „Ich“ anfangen, während das alte Gesangbuch von 1530, das allerdings eine viel kleinere Zahl Lieder enthält, nur dreimal dieses Ich voranstellt. Diese „subjective“ Seite des Glaubenslebens auf Grundlage des kirchlichen Glaubensinhaltes ist charakte-

ristisches Merkmal einer ganzen Reihenfolge von Liedern geworden.

Wir halten es für überflüssig, die Dichter dieser Periode, deren Lieder nunmehr im Brever'schen Gesangbuch Aufnahme fanden, sämmtlich namhaft zu machen, und bemerken hier nur, daß die beiden Lieder: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, erst 1664 im Gesangbuch erscheinen, obgleich ihr Verfasser Nicolai bereits 1608 gestorben war. So sehen wir, daß allerdings die meisten der noch heute von uns geschätzten und gesungenen Kernlieder aus jener Zeit in den verschiedenen Auflagen des Brever'schen Gesangbuches Aufnahme fanden, einige jedoch, obgleich sie schon damals existirten, unberücksichtigt blieben, indem es eine spätere Zeit sich vorbehielt, sie ihrem Werth angemessen den Gemeinden zugänglich zu machen. So finden wir das Lied von Schalling, einem Zuhörer Luther's, „Herzlich lieb hab' ich dich“ (später Spener's und Gellert's Lieblingslied), erst 1615 vor. Ebenfalls „Von Gott will ich nicht lassen“ (Helmbold). Sodann: „Auf meinen lieben Gott“ (Weingärtner) und „Christus, der ist mein Leben“ (Anna Gräfin Stolberg). Diese Lieder sind noch aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem 17. Jahrhundert kommen neu hinzu: „Freu dich sehr, o meine Seele“ (Simon Gref); „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“ (Simon Dach); dagegen erschien „Gott des Himmels und der Erden“ (Heinr. Albert) erst nach 100 Jahren in der letzten Ausgabe von 1771. „Schmücke dich, o liebe Seele“ (von einem Lausitzer Rathmann Joh. Frank, bekanntlich noch heute beliebt). Die beiden Lieder von Jos. Heermann: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ (bemerkenswerth im japphischen Versmaß, also unter dem Einfluß der sonst ungewöhnlichen antiken Prosodie) und „Früh Morgens, wenn die Sonn' aufgeht“. „In allen meinen Thaten“ (von dem berühmten, von Moskau nach Persien reisenden Diplomaten Paul Flemming). „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“ (Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar) und „Jesus, meine Zuversicht“, sowie „Ich will von meiner Missethat“ (beide von Louise Kurfürstin von Brandenburg). „Liebster Jesu wir sind hier“ (das schöne Eingangslied von Clausnitzer, † 1684) steht erst in der Ausgabe von 1730. „Meinen Jesum laß ich nicht“ und „Lasset uns mit Jesu ziehen“ (erstere von Reyman und dieses von Birken, beide böhmische Exulanten). „Nun danket Alle Gott“ (Rinkart, das deutsche Te Deum nach dem Frieden 1648). „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ (Kobigast, steht erst 1730). „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ (Neumark, bereits in der Ausgabe 1700). Endlich Paul Gerhardt: „Befiehl du deine

Bege“ (des frommen Dichters Conflict mit dem großen Kurfürsten ist bekannt, während die Situation bei der oft erzählten Abfassung dieses Liedes keineswegs fest steht); „O Haupt voll Blut und Wunden;“ „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld;“ „Ich singe dir mit Herz und Mund;“ „Wie soll ich dich empfangen“ u. A. „Nun ruhen alle Wälder“ ist gewiß nicht zum Kirchenlied bestimmt. Endlich von Rist: „Werde munter mein Gemüthe“ und „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“. Dagegen verdient Beachtung, daß manche schöne ältere Lieder, die sich jetzt bei uns vollständig eingebürgert haben, im Brever'schen Gesangbuch fehlen, und erst viel später, namentlich durch Umann 1843, und dann im letzten Rigaschen Gesangbuch von 1853 Eingang finden, so z. B.: „Ich bin ein Gast auf Erden“ (Paul Gerhardt); „Ach bleib mit deiner Gnade“ (Stegmann † 1632); „Wir Menschen sind zu dem, o Gott“ (Denicke † 1680). Dagegen findet sich das Lied (von Angelus Silesius, † 1677) „Mir nach spricht Christus unser Held“ in sämtlichen späteren Gesangbüchern von 1781 an, nur jedesmal stark verändert. Dagegen „Dir, dir, Jehovah, will ich singen“ (Craffellius † 1730) und „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ (Joachim Neander † 1680) erst von 1810 an.

Wir wollen aus der Dedication an den Rigaschen Rath, welche der Buchdrucker und Verleger Nöller noch zu Breverus Lebzeiten in der Ausgabe von 1700 voranstellte, weil es für uns localgeschichtliches Interesse hat, einige Namen hersehen. Er widmet dieses Gesangbuch E. Ew. Wohl=edl. Gestr.=Herrl. Dreiling, Paul Brockhusen, Johann von Dettingen, Thomas Begeßack, Detmar Zimmermann, Joh. v. Benckendorff, Georg Rennenkampf, Hans Heinr. Berens u. A. Dagegen in der Ausgabe 1730 finden wir unter den „Hoch= und wohl= edel= geborenen gestrengen, groß=Mann=Besten, hoch= und wohlgelahrten, hoch= und wohlweisen Herren Bürgermeistern und sämtlichen Herren des Raths wie auch Secretaren der Kaiserlichen Stadt Riga“ die Namen: Johann Grote, Christian Zimmermann, Georg Berens, Adam Heinrich Schwarz, Gotthard v. Begeßack, Hermann v. Brevern, Wilhelm Barclay de Tolly, Paul Heinrich Brüningk u. s. w.

Sämmtliche Ausgaben von 1664 bis 1771 beginnen mit der von Joh. Breverus verfaßten und unterschriebenen unveränderten Vorrede „An den christlichen Leser, dieses Gesangbuches wegen“. Wir müssen es uns, des Raumes wegen, leider versagen, aus derselben hier ein Mehreres mitzutheilen, obgleich der Inhalt, wie der treuherzige Styl, in welchem Breverus sich äußert, wohl verdiente, daß er unsern Zeitgenossen wieder vorgeführt würde. Wir schließen diesen Abschnitt

mit den Worten Geffken's (a. a. D.), der es „merkwürdig“ findet, „daß wie im Reformationsjahrhundert das Rigasche Gesangbuch von 1530 in den Landstrichen niedersächsischer Zunge weit über Riga und Livland hinaus, in Hamburg, Lübeck u. s. w. ist gebraucht worden, so das Brever'sche Gesangbuch weit umher in Deutschland verbreitet und in solchen Städten und Provinzen gebraucht worden ist, wo man noch zu keinem festen Gesangbuch gekommen war“, wie denn, wie wir hinzufügen wollen, die „Gesangbuchsnoth“ noch heute nicht ihr Ende erreicht zu haben scheint, indem zu verschiedenen Zeiten an der Herstellung eines „festen“ Gesangbuches gearbeitet worden ist, ohne daß man bis heute einen durchschlagend günstigen Erfolg verspürt.

## V.

### Viertes Gesangbuch.

Martin Andreas v. Reussner 1781.

Unser Rigasches Gesangbuch war nunmehr nach vollendeten 250 Jahren bei einem Abschluß angelangt, der als ein entscheidender, wenn auch nur vorläufiger Wendepunkt seiner ferneren Fortentwicklung bezeichnet werden muß. Wir haben versucht, in der Kürze, soweit es hier dem Zweck dieser Darstellung angemessen erschien, den Ursprung und die Fortbildung der einzelnen Ausgaben mit ihren Zusätzen und Verbesserungen der jedesmaligen Herausgeber uns zu vergegenwärtigen; die hervorragendsten Dichter der im Laufe der Zeit entstandenen und hinzugesetzten Lieder anzuführen; das vorhandene Material, aus welchem die aufeinanderfolgenden Auflagen sich allmählig vervollständigten, und den bleibenden wie wechselnden Charakter der bisherigen Liedweise zu schildern, sowie die Ursachen nicht unerwähnt zu lassen, welche die drei hauptsächlichsten Veränderungen sowohl nach der äußeren Gestalt als nach dem Inhalt der Gesangbücher zu Wege brachten. Es waren die drei: das niederdeutsche, das hochdeutsche und das Brever'sche, welche wir als die sich von einander unterscheidenden bemerkbar machten, von denen ein jedes, wenn auch in den späteren Auflagen stets vermehrt, doch im Ganzen der bisher eingeschlagenen Richtung treu blieb. Daß allmählig die Zahl der Lieder um ein Bedeutendes wuchs, ist schon daraus ersichtlich, daß das erste Gesangbuch schließlich 118 Lieder enthielt (unter denen

13 theils lateinische, theils gemischte), dagegen die letzte Ausgabe des dritten, des Brever'schen, vom Jahre 1771 auf 1377 Lieder angeschwollen war, wobei wir, was nebenher bemerkt sei, die scharfen Augen unsrer Alten zu bewundern Gelegenheit haben, indem der überaus feine und kleine Druck keine geringe Leistung von den Lesern beanspruchte. Diese letzte Auflage des Brever'schen Gesangbuches erschien noch zehn Jahre vor der Herausgabe des neuen, welches wir das vierte nennen, weil in ihm sich das „Wetterleuchten“ einer neuen Zeit kundgab. Sie wiederholte die Vorrede des Urhebers desselben vom Jahre 1664, wie Geffken (a. a. O.) richtig bemerkt, „getreulich mit allen Irrthümern.“ Es war ein Paar Jahre nach dem ziemlich rasch ausgeführten Abschiede Herder's von Riga, als noch einmal, und zwar zuguterletzt, dieses 117 Jahre im Gebrauch gewesene Gesangbuch in unveränderter Form der Gemeinde dargebracht ward, wobei es unentschieden bleiben soll, ob die letzten Herausgeber eine Ahnung von der baldigen Entfernung desselben gehabt haben oder nicht. Der Oberpastor zu St. Petri, Immanuel Justus von Essen, beherrschte zur Zeit als kirchliche Autorität die Situation, dem der Pastor am Dom, Martin Andreas von Reuffner, nach kurzer Frist in gleicher Stellung folgte. Diese beiden Männer, wenn nicht der erstere allein, möchten, wie es scheint, diese letzte Auflage besorgt haben. Inwiefern aber J. J. v. Essen persönlich noch correct sich auf dem Standpunkt befand, den dieses bislang alterthümlich gewordene Gesangbuch unerschütterlich vertrat, kann kaum behauptet werden, wenn aus gedruckten Predigten auf die theologische Denkart des Verfassers geschlossen werden darf. Wie es aber kam, daß bei so bewandten Umständen doch kurz vor Thores'schlus das alte Gesangbuch noch einmal zum Abdruck gelangte, läßt sich aus der Zähigkeit, mit welcher solche Dinge auch auf kirchlichem Gebiete oft behandelt werden, sollte auch die Zeitrichtung in den Köpfen bereits eine andere geworden sein, erklären, man müßte denn anzunehmen geneigt sein, was noch mehr für sich hat, daß die Theologen in jener Uebergangsepoche zwei Gesichter hatten, mit denen sie zu gleicher Zeit hier rückwärts und dort vorwärts schauten. Daß was heute genügt, morgen unbrauchbar sei, konnten sie übrigens unmöglich so genau wissen, wie wir, da ihnen die Bekanntschaft mit der Culturgeschichte der nächsten hundert Jahre versagt war.

Das vierte Rigasche Gesangbuch, das uns nunmehr beschäftigt und im Jahre 1781 im Druck erschien, ist dem Oberpastor M. A. v. Reuffner, der es mit einer von ihm allein unterschriebenen Vorrede einführte, mit eben dem Recht

zu vindiciren, mit welchem wir die früheren bereits genannten Herausgeber als solche bezeichnen konnten, obgleich Reussner eine gewisse Bethheiligung der übrigen Pastoren geltend macht. Es ist aus Allem ersichtlich, daß Reussner die für das Gesangbuch bei uns neu herangekommene Zeit inauguirte und vertrat. In diesem Gesangbuch spiegelt sich die Zeit vor hundert Jahren ab, wie das auch von den sämmtlichen älteren gesagt werden mußte. Um uns seine Entstehung zu verdeutlichen, wollen wir uns in das Jahr 1781 versetzen.

Was die damalige äußere Lage der Dinge betrifft, so war sie bei uns in der That eine ungewöhnlich friedliche. „Nun ist groß Fried ohn Unterlaß, All Fehd hat nun ein Ende,“ konnte man wirklich bereits 70 Jahre singen. Uebrigens darf man sich gar zu idyllisch die Situation auch nicht denken. Man hatte allerdings zwei Menschenalter Zeit gehabt, sich von den unaufhörlichen Drangsalen und Kriegsstürmen zu erholen. In Stadt und Land baute man sich allmählig wieder an, wobei man von dem Werth ausgedehnter Waldungen gar keine Vorstellung hatte. Der Adel auf dem Lande wohnte meist in hölzernen, langgestreckten, schmucklosen Häusern, während mit den Rauchhütten der Leibeigenen auch kein Staat zu machen war. In Riga begnügte sich das Ritterhaus noch mit einem bescheidenen Local; das Rathhaus war erst vor Kurzem, nach damaliger hiesiger Vorstellung ein Prachtgebäude, neu erbaut. Die Vorstädte waren nach Belagerung und Pest mühsam wieder aus der Asche erstanden, aber ohne Ordnung und besondere Zierlichkeit, wie es die anspruchslosen Bedürfnisse und Mittel der kleinen Leute gestatteten, die dort ihr Unterkommen suchten. Die Kaufherren saßen mit ihren Speichern in der dumpfigen Stadt eng beisammen, erlaubten sich wenig Sommerfrische und waren froh, wenn sie ihren Handel auf 600 Schiffe brachten. Die Vermittelung der Städte Riga, Reval, Dorpat &c. unter einander war keine besonders lebhaft; von dem Glanz der herzoglichen Nachbarstadt Mitau auch nicht viel zu sagen. Die Landstraßen waren derartig, daß ein Courier, der von Zarsko nach Potsdam ging, und Riga passiren mußte, seine Eilsfahrt kaum in 15 Tagen und Nächten fertig bringen konnte. Von dem Zustande der höheren und niederen Schulen verlieren wir kein Wort. Ein Buchdrucker und ein Buchhändler genügten für Riga, während doch die Berkunst, wie ich das neulich in einem Aufsatz („Ztg. f. St. u. L.“) darzustellen suchte, blühte, die aber auch darnach war. Studirens halber ging man nach Deutschland, während die Mehrzahl der Studirten aus dem Auslande bezogen werden mußte, wie denn Kirche und Schule ihren Bedarf meist von auswärts ergänzte.

In der Tagespresse herrschte vollkommene Stille, das Bedürfniß einer „Besprechung“ politischer und socialer Angelegenheit gleich Null, kaum daß ein wöchentlicher Anzeiger mit spärlichen Beiträgen, neben Empfehlung von Häringen und Cypernwein, erschien, und einen stehenden Artikel von „entlaufenen Erbkerten“ brachte, auf deren Einfangen ein Preis von 10 Albersthalern geboten ward. So viel ist aber doch anzunehmen, daß, wenn ein Kirchgänger im Gesangbuch das Lied „Dies Land den Deutschen geben ist Schier vor viel hundert Jahren, Sie aber 2c.“ fand, er sich mißvergnügt abwenden mochte. Daß andere Bedürfnisse für kirchliche Erbauung vorhanden waren, bezeugt die Erscheinung eines neuen Gesangbuches.

Man würde sich nämlich sehr irren, wenn man meinen wollte, daß die Bewegung der geistigen Elemente in den gebildeten maßgebenden damaligen Kreisen dieses Ostseelandes eine ebenso schwerfällige gewesen sei, als die der Postfutsche auf der Straße zwischen Neuermühlen und Riga. Das war keineswegs der Fall. Sie war freilich meist eine recipirende, denn Hartknoch's Verlagsartikel, in Leipzig gedruckt, gehören nicht hieher, jedoch die Aufnahme literarischer Erzeugnisse, auch der Franzosen und Engländer, hierorts keine unerhebliche. Die Schüler von Spener und dem Hallischen Waisenhaus fanden hier Anerkennung, wie die Schriften von Christian Thomasius und Becker's „Bezauberte Welt“. Von den Einflüssen Zinzendorfs und Herrnhuts vollends zu schweigen, von denen unser Land am wenigsten unberührt blieb. Addison und L. Sterne waren hier im Original oder übersetzt nicht weniger gesucht, wie die Koryphäen von Paris und Genf. Klopstock, Gellert, Lessing, Wieland, Götter, zu denen Rabener und Uz 2c. kamen, hatten auch hier bereits ihre Verehrer. Kanzelreden von Mosheim u. A. waren nicht unbekannt geblieben. Der Eindruck, den der kurze Aufenthalt Herder's in Riga hinterlassen hatte, war ein so nachhaltiger, daß man noch nach hundert Jahren davon spricht und schreibt. Die Methode der theologischen Beschäftigung konnte sich den Einwirkungen, welche die Leibnitz-Wolff'sche Formulirung hervorbrachte, nicht entziehen. Eine allgemeine Umwandlung vollzog sich in den 60er und 70er Jahren in den Vorstellungen und Anschauungen bei Vielen, die von solchen geistigen Vorgängen berührt wurden, und trug nur dazu bei, die Aufmerksamkeit auf das in Jedermanns Händen befindliche Gesangbuch zu schärfen, um es mit kritischem Auge zu betrachten. Die häufigen Reisen unserer Landsleute in's Ausland, trotz der damaligen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, der längere Aufenthalt auf deutschen Universitäten 2c., alles das trug dazu bei, daß die Verkündiger

der höheren Weisheit allmählig ein ganz „anderes Publikum“ vor sich fanden, als unsere Alten von 1664, deren Kirchenbesucher noch vor dem dreißigjährigen Kriege geboren waren. Wenn man sich die Menschen vorstellt, die ihren Bildungsstoff aus Quellen schöpften, welche diese angedeutete Zeit ihnen darbot, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie Angesichts des alten Gesangbuches wie vor einer fremden Welt dastanden. Die Umbildung der deutschen Sprache, von neuen bahnbrechenden Schriftstellern begonnen, Klopstock voran, war eine derartige, daß sie, im Verein mit der Wendung, welche die wissenschaftliche Theologie nahm, mochte man sie Neologie, Rationalismus oder wie sonst nennen, nothwendig zu der Frage führen mußte: ist das alte Gesangbuch noch haltbar oder nicht? Und die Antwort war eine verneinende, und damit erschien das neue.

Daß aber die Ausarbeitung und Einführung eines neuen Gesangbuches, von dem man vorläufig wußte, daß es ein ganz „anderes Gesicht“ haben werde, als das alte, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden sein werde, lag auf der Hand. Nicht stand die Sache so, als ob das „neue Lied“, das nun in der Kirche gesungen werden sollte, auf erheblichen Widerspruch stoßen würde. Das möchte nicht gerade der zu befürchtende Fall gewesen sein. Wir meinen nicht fehl zu greifen, wenn wir alle Anzeichen dahin deuten, daß das alte Gesangbuch, bei der überwiegenden Mehrzahl der Maßgebenden von den dabei in Anspruch Genommenen, bereits so ziemlich als eine ehrwürdige Reliquie aus der Väter Zeit nur eben stille Duldung fand. Der Kreis, der in dem alten Gesangbuch noch den vollen Ausdruck seiner religiösen Gefühle sah, war ein verhältnißmäßig kleiner, und schloß sich in der Benutzung der neu auf gekommenen Lieder von Zinzendorf und dessen Genossen, die in gewissen Gefühlstheorien die Vorzeit überboten, an, und fand in diesen Ersatz beim Wegfall des alten kirchlichen Gesangbuches. Die Schwierigkeiten lagen anderswo. Zum Theil in den Herausgebern selbst, an denen mehr oder weniger die noch nicht überwundene Unsicherheit haftete, falls eine Uebergangsperiode noch nicht den letzten entscheidenden Schritt gethan hat, bis man sich zum Abbruch des alten Hauses entschließt, um ein ganz neues, wenn auch mit beliebiger Benutzung des vorhandenen Materials, zu bauen. Die geistlichen Lieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert, theils in tiefster, feierlicher, wenn auch später Lebenden oft hart klingender und ungelentlicher Sprache, theils dem Bedürfniß einer mehr individuellen Gefühlsreflexion sich zuwendend, hatten im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, wie von Schmoldt zc., vielfach entsprechende Ergänzungen er-

halten. Mehr oder weniger trugen die meisten alten Lieder den Charakter des Volksthümlichen an sich, mit stark realistischer Färbung, wo es galt, die Glaubenssubstanz poetisch umzusetzen. Wir wagen nicht zu bestimmen, wie weit die oder der Herausgeber des neuen Gesangbuches sich dessen vollkommen klar bewußt waren, welche der alten Lieder unverändert belassen werden sollten, sei es auch mit Ausmerzung der ihnen so erscheinenden Ueberschreitungen der Geschmackslinie. Es waltete hier offenbar eine große Unsicherheit des Urtheils ob, wie weit die Pietät ihre Ansprüche geltend zu machen habe. Daß die neu hinzugekommenen Lieder eine ganz andere Tonart anschlugen, war keinem Zweifel unterworfen. Hier lag nun eine große Gefahr nahe, falls nach solchen Grundsätzen ein neues Gesangbuch zu Stande kam, wo man mit getheiltem Herzen das Alte und das Neue nebeneinander oft sehr unvermittelt zur Geltung brachte. Es mußte nämlich durch dieses Verfahren bei Vielen, für die das Gesangbuch bestimmt war, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Kirchenlied überhaupt entstehen. Einmal war ihnen die alte derbe Sprache zu verständlich, als daß sie daran Gefallen finden konnten; dagegen war der neue Ton in den neuen Liedern oft viel zu hoch und abstract, und somit gleichfalls unbrauchbar, weil unverständlich. Auf diese Weise sah man das bestehende Alte mißfällig an und gewann am Neuen nichts. Die Entfremdung eines kirchlichen Erbauungsmittels, das weder nach der einen noch andern Seite genügte, leistete einer Entkirchlichung Vorschub, die sich wohl gar darauf etwas zu Gute that, daß „Rechtthun und Moralisches besser sei, als Beten und Singen“, mit welcher Ausrede aber der Kernpunkt der Sache gar nicht getroffen wurde, da man sich später mußte sagen lassen, daß „Moral ohne Religion nicht entstehen, und Religion ohne Moral nicht bestehen könne.“ Zum erstenmal geschah das bis dahin Unerhörte, daß man mit der Umarbeitung alter Lieder gründlich vorging, wobei man andererseits Dinge beließ, die dem vorgeschrittenen „gebildeten Geschmack“ nimmer zusagen konnten. Auch hatte sich die damalige Theologie noch nicht losgemacht von der seltsamen quantitativen Scheidung allgemeiner religiöser Vernunftwahrheiten und solcher, die nur auf Grund besonderer Offenbarung Geltung haben, sowie nach mittelalterlich-scholastischer Schablone, daß etwas zu gleicher Zeit philosophisch wahr, kirchlich falsch sei und umgekehrt. So blieb denn für das Bekenntniß der alten Kirche noch hinfänglich Raum, während nebenher unvermeidlich abgeblaßte abstracte Theorien in unpoetischer, aber gereimter Form sich breit machten. Der lebenswürdige Moralist mit seinem frommen Herzen, Gellert, erwarb hier für seine Lieder einen

Ehrenplatz, und es ist daher kein Wunder, daß diese als die besten aus ihrer Zeit die damals Lebenden ebenso ansprachen, wie sie sich noch heute in ihrem Werth erhalten haben. Dagegen verdient erwähnt zu werden, daß nicht wenige der besten Lieder, welche aus jener Zeit stammen, und den Herausgebern nicht hätten unbekannt sein sollen, völlig ignorirt wurden, und erst viel später vollständig entdeckt werden mußten, um sich Anerkennung zu verschaffen.

An dieser Stelle können wir es uns nicht versagen, ein Paar Sätze aus dem „Vorbericht“ beizubringen, da sie die Meinung des Herausgebers charakterisiren. „Neue Gesangbücher sind in unsern Tagen (so schreibt Neussner 1781) so gewöhnlich, daß es überflüssig sein würde, bei dieser neuen Ausfertigung des Rigaschen Gesangbuches einige Entschuldigungen anzuführen (deckt sich mit der stillschweigend anerkannten Autorität der Zeitströmung). Am Allerwenigsten aber hat man dabei eine Neuerung in der Religion zu befürchten, als welche in dem Worte Gottes zu fest gegründet ist, als daß sie, von der gnädigen Aufsicht des Heilandes bis an das Ende der Welt beschützt, nur die mindeste Kränkung zu besorgen hätte.“ (Ebenso kühn als naiv und unhistorisch, denn das festgegründete göttliche Wort giebt nie und nimmer eine Garantie dafür, daß in irgend einem menschlichen Buch, und sei es ein neues Gesangbuch, keinerlei Kränkungen des göttlichen Wortes mitunterlaufen könnten.)

Es erübrigt noch, unsere bisher ausgesprochenen Urtheile und Behauptungen aus dem Inhalte des Gesangbuches selbst darzulegen. Das dürfte am besten durch Mittheilung einiger bemerkenswerther Beispiele aus den 800 Liedern geschehen. An ihnen läßt sich die Methode erkennen, nach der bei Bearbeitung und Umgestaltung älterer Lieder verfahren ist. Der Einwand soll uns nicht stören, als dürften solche einzelne aus der Masse hervorgehobene Proben zu keinem Schluß auf das Ganze berechtigen, da nach der Erfahrung die Anwendung des Spruches: aus den Fußtapfen erkennt man den Löwen, auf die richtige Spur führt.

Da haben wir nun zuerst „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ sofort in neuer Uebearbeitung des damals in solcher Praxis sehr thätigen und lange maßgebenden Berliner Predigers Dietrich. Wir lassen hier eine principielle Erörterung der Frage: sind Uebearbeitungen älterer Lieder zum kirchlichen Gebrauch überhaupt zu rechtfertigen oder nicht? bei Seite, wie wir denn hier nur Thatfachen constatiren wollen, und eine ausführliche Kritik zu weit führen würde, indem wir auch in der Auswahl der Proben sehr sparsam sind, sonst müßten wir

das halbe Gesangbuch abschreiben. Das schöne Lied „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“ 2c. steht, sehr bezeichnend für die „zwei Gesichter“ dieses Gesangbuches, zuerst ungeändert, sodann aber „eben dasselbe ungeändert,“ noch einmal. Ein gleiches Schicksal erfährt „Ein' feste Burg“ 2c., jedoch mit der Modification, daß 535a das Lied auf Tren und Glauben unverändert gegeben wird, aber 535b „dasselbe etwas verändert!“ Allein merkwürdig genug lautet der nichtveränderte Text doch vielfach anders. So Vers 1: „Ein' feste Burg ist unser Gott, Ein Fels, auf den wir hoffen“ 2c. (sic). Vers 2: „Das Wort, sie sollen lassen stehn, Und Dank nicht dafür haben: Der Ausschlag (!) wird von Gott geschehn, Mit Kraft und Geistes Gaben“ 2c. In dem Liede „Liebster Jesu, wir sind hier“ 2c., wird Vers 2: „Unser Wissen und Verstand Ist mit Finsterniß umhüllet,“ verändert, man begreift nicht warum, da dieser Gedanke in andern Liedern doch vorkommt. So steht 460: „Wie blind ist der Verstand In allen Glaubenssachen, Das Licht des Wortes selbst Kann ihn nur lichte machen.“ „Ich singe dir mit Herz und Mund“ von P. Gerhardt, offenbar vom Standpunkt des geläuterten Geschmacks modernisirt. Im „Nun danket Alle Gott“ kommt als überflüssige Verbesserung „vom ersten Hauch des Jugendlebens an“ ziemlich geziert. Die Verbesserungen in „Wie soll ich dich empfangen“ ganz unerfindlich. Um Auslassungen zu notiren, so wird „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ gestrichen. „Werde licht, du Volk der Heiden,“ brauchbar zur Berücksichtigung der Mission, fehlt bei Brever, wie weit aber Original, anderweitig festzustellen. „D Haupt voll Blut und Wunden“ erfährt die Umwandlung „Der du voll“ 2c. Statt „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ steht „Heiligster Jesu“ 2c. Die werthvolle Passionslitanei „D Lamm Gottes“ geblieben, aber die Verbesserer können auch da nicht ihre Finger lassen. „D Traurigkeit, o Herzeleid“ hat die ominöse Correctur Vers 2: „D große Noth, der Held ist todt.“ Spätere strichen das ganze Lied, das Dilemma schien zu fatal. Der für Spötter anstößige Vers: „Was kann mir denn nun schaden Der Sünden große Zahl? Ich bin bei Gott in Gnaden, Die Schuld ist allzumal bezahlt“ im schönen Liede „Wenn meine Sünd' mich kränken“ ist geblieben; die rechte Bußfertigkeit nimmt freilich daran keinen Anstoß. Das vielbesprochene Lied, an dem man sich viel versucht hat, „Jesus, meine Zuversicht,“ heißt gleich B. 1 ungeändert: „Sollt ich nicht gern zu sterben mich ergeben? Was die lange Nacht mir auch für Besorgniß macht,“ ziemlich trivial gegen den Urtext. Dagegen ist B. 5 wörtlich aufgenommen: „Dann wird eben diese Haut Mich umgeben,

wie ich gläube, Gott wird werden angeschaut Dann von mir in diesem Leibe, Und in diesem Fleisch werd' ich Jesum sehen ewiglich!" Für das „Michaelisfest“ hat Brever's Gesangbuch 12 Lieder, das neue dagegen nur 6, mit der ziemlich pedantisch lautenden Ueberschrift: „Ueber die Lehre von den Engeln.“ Das Tauflied: „Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist“ in den ersten 6 Versen fast ganz nach Brever, dagegen nachher verändert. Schade um das Pfingstlied „O heiliger Geist, kehre bei uns ein,“ so verändert! „Ich will von meiner Mißthat“ zc. hat keins von seinen 15 Versen verloren, Spätere begnügen sich mit weniger, aber die Inconsequenz der Veränderungen auffällig. Das im Ganzen tapfere und unansechtbare Lied 391: „Vor Gott sind die gerecht allein“ ist gegen „Träge Heuchelchristen“ gemünzt, von einem unbekanntem Verfasser, steht übrigens sonst weder in einem früheren noch späteren Gesangbuch. Ein Lied mit starken Ausdrücken, eher in einem Zuchthause zu singen, aber nicht in einer anständigen Gesellschaft, steht Brever's Gesangbuch 558, ist hier aber entfernt und später nicht wieder erschienen. „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ ist verändert eben nunmehr ein anderes Lied mit schwachen Reminiscenzen. Die „gottgefällige Leibespflge“ wird 549 besungen: „Des Leibes warten und ihn pflegen, Das ist, o Schöpfer, meine Pflicht“ zc., ist langweilig, während das apostolische Wort: „Pfleget des Leibes, doch also“ zc. nur eben um seines Nachsatzes willen Werth und Bedeutung hat. „In dich hab' ich gehoffet, Herr“ und „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn,“ beides Lieder aus dem 16. Jahrh., zeigen deutlich, wie die Verbesserer sich vergeblich abquälen, wobei der alte Ton vollständig verloren geht. Dasselbe gilt von „Herr, ich habe mißgehandelt.“

An diesen Beispielen wollen wir uns genügen lassen. Wir nehmen keinen Anstand, willig anzuerkennen, daß auch in der Bearbeitung dieses „Neuen Rigaschen Gesangbuches“ ein aufrichtiger treuer Sinn sich aussprach, dem es um Förderung kirchlichen Lebens und christlichen Wandels heiliger Ernst war. Aber eine ganz andere Frage ist die: Wie lange ließ man sich überhaupt an diesem Gesangbuch genügen? Darauf haben wir zu antworten.

## VI.

## Fünftes Gesangbuch.

Karl Gottlob Sonntag 1810.

Im Jahre 1781, als das bereits näher bezeichnete vierte Rigasche Gesangbuch das Licht der Welt erblickte, steckten die Menschen, trotz des neuen Luftzuges, der sich fühlbar machte, noch tief in der Zeitströmung des laufenden Jahrhunderts. Aber immer stärker machten sich die Vorzeichen gewaltig drohender Stürme bemerkbar, von denen in den nächstfolgenden drei Jahrzehnten ganz Europa bis in seine ältesten Grundfesten erschüttert und umgewühlt ward. Die Zerstörung der Bastille und der schwindelnde Höhepunkt des vielbewunderten Corsen bezeichnen die Grenzmarken dieses an großartigen Welt-ereignissen überreichen Zeitraumes, dem in kurzer Frist eine Katastrophe bevorstand, an die damals freilich kein Mensch denken konnte. Und mitten unter solchen kriegerischen Staatsumwälzungen ruhten die Arbeiten der Gelehrten, Denker und Dichter keineswegs. Auf den friedlichen Gebieten der Wissenschaft, Literatur und Kunst eröffneten die edelsten Geister neue Pforten. Das Alles liefert noch heute einen nicht zu erschöpfenden Gegenstand eingehendster Betrachtung. Wir werden nicht müde, die wir an den Thaten und Ereignissen jener drei Decennien zehren, in allen Wendungen und Beziehungen in das rechte Licht zu stellen, was die Hervorragenden in unserer Väter Zeit, theils ihrer Ziele bewußt, leisten konnten, theils unter der Leitung Dessen, von dem wir wissen, „Er sitzt im Regimente Und führet Alles wohl,“ vollbringen mußten. Die Zertrümmerung der Erbschaft Friedrichs des Großen, mit welcher der übermüthige Weltgebieter den gefährlichsten Feind der aufgekommene Macht seines Reiches niedergeworfen wähnte; die Auflösung des in allen Fugen krachenden „römischen Kaiserthums deutscher Nation“; der als Staffage nur geduldete Glanz des Papstthums und seiner Satelliten, die Häuser Bourbon, Wasa, Braganza und Habsburg, theils aus der Dynastienreihe gestrichen, theils aufs tiefste gedemüthigt; das stete Wachsen der Machtgebiete Rußlands; das „verhaßte Krämervolk“ Englands vom Continent verbannt; die neuen Staatencomplexe Amerikas; das hochaufplatternde Sternennbanner in Philadelphia; und daneben die Auffindung eines neuen Sternes über den Wolken, dessen Existenz kurz vorher ein angehender großer Philosoph an der betreffenden Stelle des Himmels als eine Unmöglichkeit bewiesen hatte; die förm-

liche Entdeckung des Straßburger Münsters und Shakespeares, obgleich sie schon lange vor aller Welt Augen dagewesen waren; Sanskrit und die sich neu anschließende Urwelt am Ganges; die Celebritäten ersten Ranges, Goethe und Schiller mit ihrem Gefolge, die romantische Dichterschule, das Alles vollzog sich in beiläufig dreißig Jahren. Was das Alles aber mit dem Rigaschen Gesangbuch von 1810 zu thun hat? Der Leser möge sich etwas gedulden, und vorläufig merken, daß kein denkender Mensch unberührt von den Einflüssen großer Ereignisse des Ganzen, sei es auch in seinem betreffenden kleinen Wirkungskreise, etwas vollbringt. Riga und Livland hatten an ihrem Theil auch Merkwürdiges durchzuleben. Die Statthalterschaftsverfassung war freilich nur vorübergehend gewesen. Dagegen kam mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts unter der glorreichen Regierung Alexander I., des Zögling von La Harpe, eine neue Aera für den nordischen Himmel. Es eröffneten sich sofort neue Gesichtspunkte für die Betrachtung und Behandlung der Dinge. Die Gründung der Universität Dorpat steht in erster Linie, wenn auch vorläufig nur eine Saat auf Zukunft. Die Lage der Leibeigenen, nach ihren wirtschaftlichen und sittlichen Beziehungen, die, wir wollen das weder vergessen noch bemäkeln, ein junger Literat, freilich nicht ohne Rousseau'sche unhistorische Theorien, die aber damals in gebildeten Kreisen geläufig waren, zu beleuchten sich berufen fühlte, ward sofort auf die Tagesordnung gestellt. Landrath Friedrich v. Sievers stand oben an, und der Oberpastor zu St. Jacob, der 28jährige K. G. Sonntag, der nachherige General-Superintendent, hielt Landtagspredigten, die dieses Thema mit Beifall erörterten, die nicht zu umgehende Frage der edelsten Patrioten, und das Wackenbuch von 1804 der erste bedeutende Schritt zur Herbeiführung besserer Zustände.

Die protestantische Landeskirche allhier mit ihren Dienern am Wort befand sich allmählig in eine Lage versetzt, die ein treues Abbild der ganzen allgemeinen geistigen Entwickelungsepoche liefert, und von welcher die damals Lebenden nicht hoch genug denken konnten. Nunmehr schienen die Vorgänge der letzten hundert Jahre die Gemüther unaufhaltsam dahin zu drängen, daß man sich mit Befriedigung auf einen vollständigen Bruch mit den Anschauungen und Gewohnheiten der Vorzeit gefaßt machte. Alles was „Zopf“ war, mußte herunter. Theologen, wie Semler zc., hatten mit Erfolg die hergebrachten Begriffe erschüttert. Die Stellung der verschiedenen Confessionen neigte sich einer früher ganz ungebräuchlichen „Toleranz“ zu. Es kam die Zeit, wo der katholische Weis-

bischof v. Wessenberg zu Constanz dem „freisinnigen“ Heinrich Zschocke zu Aarau die Bruderhand reichte. Die feindlichen Controverse zwischen Lutheranern und Reformirten fanden als veraltete Uebungen beschränkter Einseitigkeit nur mitleidiges Bedauern, und General-Superintendent Sonntag konnte 1810 im „Nig. Stadtblatt“ in seiner Beschreibung der Jubiläumsfeier mit Befriedigung drucken lassen: „An dem feierlichen Gottesdienst der griechischen Hauptkirche in der Citadelle nahmen auch die protestantischen Krons-Geistlichen und Abgeordneten des Stadt-Ministeriums den vollen Antheil der dortigen Kirchen-Sitte, mit gebeugten Knien und feiernden Lippen den Gekreuzigten verehrend, dem zu huldigen ja die Christus-Lehre aller Confessionen die Geister und Herzen lehret.“ Dabei fügt er hinzu: „Der ehrwürdige Greis, welcher an der Spitze der hiesigen griechischen Geistlichkeit steht, war mit auf dem Schwarzen-Häupter-Balle zugegen, sowie mehrere hiesige und fremde Geistliche in der Sommer-Gesellschaft.“ Auch die deutsche Philosophie feierte ihre Triumphe. Seitdem der bahnbrechende große Vater der neueren Philosophie in seiner „Vernunftkritik“ das berühmte „Ding an sich“ festgestellt und gleichsam entdeckt hatte, und nun nach ihm diese „Existenz außerhalb der Vernunft und irgendwo jenseits der Erscheinung“ behauptet ward, lebte ganz eigentlich der vulgäre (Pseudo) Kantianismus von dieser Auffindung (s. Kuno Fischer, dessen Schelling's Lehre, S. 387), und die nachfolgenden Theorien vermochten den durchschlagenden Eindruck Kant's unter ihren Zeitgenossen nur in engeren Kreisen zu erschüttern, während die Masse dem Kantischen Dualismus zufiel, wobei Schelling's geniale Leistungen erst später trotz Hegel zur weiteren Geltung kamen. Kant erschien als der zu feiernde Erretter eines Geschlechts, welches Schiffbruch gelitten hatte am Glauben durch die unbrauchbar gewordenen Rüstzeuge der alten Dogmatik und in den „Postulaten der praktischen Vernunft, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ erwünschten Ersatz für verloren gegangene ideale Güter gefunden zu haben meinte. Wir möchten behaupten, daß, nur mit geringen Ausnahmen, die Mehrzahl der Vertreter unserer hiesigen vaterländischen Kirche, die ihre Studienjahre im Auslande verbracht hatten, auch diejenigen mit eingerechnet, die im ersten Decennium in Dorpat Theologie studirten, dieser Richtung huldigten. „Zurückgebliebene“, wie an der Meise des vorigen Jahrhunderts der ehrwürdige General-Superintendent Chr. Dav. Venz, mit seinem (wie sie sich in Briefen anredeten) „geliebten Bruder in Christo“, dem Pastor J. B. Sczibalsky in Müggen u. A., hatten mit der ihnen unverständlichen und wider-

wärtigen „Neologie“ nichts zu schaffen, und hielten sich wol auch sympathisch zu den „Stillen im Lande“, die damals in der Form der Brüdergemeinde mit den von diesen adoptirten Bethäusern und Ordnungen unter dem bäuerlichen Landvolk und Einigen vom Adel, ohne es gerade auf eine Kirchenspaltung abzusehen, was man nie vergessen darf, einen weiten Wirkungskreis schufen. Von anderweitigen hüzigen sectirerischen Anläufen, wie solche später sich kundgaben, war damals nichts zu verspüren. Es gab damals eine ganze Reihe von Pastoren, die ihre „persönliche Auslegung der Kirchenlehre“ rationalistisch sich zurechtgelegt hatten, ohne dabei ein Arges zu haben, oder sonst damit Besonderes herauszukehren, brave Männer, die ihre wohlgemeinten praktischen Bemühungen für die Hebung und Aufklärung — das damalige Stichwort — ihrer, auf einer ziemlich niedrigen Stufe zurückgebliebenen nationalen Kirchkinder sich angelegen sein ließen, sei es durch Herausgabe populärer Schriften, sei es durch Lehreinrichtungen für die Jugend, die nur häuslicher Art sein konnten, nicht ohne Widerspruch und Mangel an unterstützender Theilnahme. Der Aufschwung, den das Schulwesen und die Literatur unserer Nationalen seitdem genommen, datirte bekanntlich aus weit späterer Zeit. Für die Beleuchtung der Zustände namentlich in Riga liefert der erste Jahrgang der „Rig. Stadtblätter“ von 1810, herausgegeben vom damaligen Director der liter.-prakt. Bürgerverbindung, General-Superintendenten Sonntag, nicht zu unterschätzende Belege, indem sie theils auf die Entstehung unseres Gesangbuches, theils auf damals gefühlte Uebelstände, die auch das neue Gesangbuch nicht beseitigen konnte, Schlaglichter werfen. Nicht zu übersehen ist, daß die Zahl der Bevölkerung, für welche das neue Gesangbuch bestimmt war, eine verhältnißmäßig nicht große war, und daß diejenigen Kreise, in welchen im Anfange unseres Jahrhunderts höhere Lebensfragen sich bewegten, mit der Ausdehnung, die sie gegenwärtig erlangt haben, in keinem Vergleiche standen. Erschöpften sich doch die Bedürfnisse der Tagespresse in Riga, was die localen Interessen betraf, in dem genannten Wochenblatt. Von einem lebhaften Austausch der Ideen und Meinungen, durch welchen die allgemeine Theilnahme sich steigert, war wenig bemerkbar. Wenn Sonntag oder sonst ein Berufener sich herbeiließ, an das betreffende „Publikum“ in einer Angelegenheit das Wort öffentlich zu ergreifen, wenn etwa Albanus oder Bergmann für Gründung einer Freischule oder Mädchenschule — beide Branchen lagen noch darnieder — plaidirten, so ging es damit sehr schwach. Rief Dr. Sommer aus: „Die Stadtgräben Riga's verpesteten durch ihre böse

Ausdünnung die Luft der Stadt und Vorstädte“; feufzte Sonntag über aufgehäuftes Maculatur schriftstellerischer Producte, oder expectorirte sich ein „rigascher Kaufmann“ über „sichere Mittel, dem gegenwärtigen Geldmangel vorzubeugen“, so war damit die Sache erledigt. Vollends überflüssig erschien, wenn zwei berühmte Professoren in Dorpat, Parrot und Burdach, sich herbeiließen, über den inneren Gebrauch von Essig bei gewissen Krankheiten eine literarische Fehde im „Rig. Stadtblatt“ anzustrengen. Wichtiger für uns ist, zu erfahren, daß die Einwohnerzahl Riga's 1810 „bei der geschehenen Aufnahme“ 33,401 in Stadt und Vorstädten betrug, und im Patrimonialgebiet 5968 (meist Leibeigene). Juden gab es damals noch so wenige, daß nur 43 Geburten im Jahre verzeichnet wurden. Der Schuldirector A. Albanus, der sich über den Bestand der hiesigen Schulen mit einer gewissen Befriedigung äußert, findet in dem einzigen dreiclassigen Gymnasium doch nur 71 Schüler. Wir enthalten uns aller Vergleichung mit heutigen Zuständen. Unter allen protestantischen Gemeinden scheint die der Gertrud-Kirche 1809 (Pastor Martin Berkholtz) die größte gewesen zu sein, denn sie zählte 277 Getaufte und 104 Paar Getraute, während die Jesus-Kirche nur 88 Getaufte und 34 Getraute, die Johannis-Kirche 239 Getaufte und 56 Getraute, die Jacobi-Kirche 78 Getaufte und 21 Getraute, die Petri- und Dom-Kirche zusammen nur 240 Getaufte und 68 Getraute hatten, und die Reformirte Kirche sich mit 10 Getauften und 4 Getrauten begnügen mußte. Zieht man die lettischen Erbleute ab, so bleibt für die deutsche Gemeinde, welcher ein neues Gesangbuch zgedacht war, eine entsprechende Anzahl nach.

Daß unter den Umständen ein neues Rigasches Gesangbuch nothwendig war, stand nach etwa 25jährigem Gebrauch des bisherigen bei Keinem weniger in Frage, als bei den derzeitigen Wortführern der kirchlichen Angelegenheiten selbst, als sie auch unter den stimmfähigen Gliedern der Gemeinden, von denen die überwiegende Mehrzahl auf der „Höhe der Zeit“ stand, auf Zustimmung rechnen durften. Es handelte sich nicht darum, ob man überhaupt, sondern wie weit man modernisiren sollte. Mit Compromissen, wie noch im Jahre 1781 mit dem alten Gesangbuch von 1664, mit etwaiger Beifügung neuer Lieder, die allerdings „einen andern Geist“ hatten, war nichts anzufangen. Mit Entschlossenheit ward eine neue Bahn betreten. Und General-Superintendent Sonntag war nach Stellung und Begabung ganz der Mann dazu, die Ausführung in die Hand zu nehmen. Sonntag's gedruckte Predigten und Casualreden waren mustergiltig. Bei Stadt und Land und

Geistlichkeit erfreute er sich ungetheilten Beifalls und repräsentirte mit Würde die Ansichten und Ueberzeugungen von Tausenden. Die irgend in der Reserve standen, waren ein verschwindender Bruchtheil auf dem Aussterbe-Stat. Alles unterschrieb bewußt und unbewußt die Kantischen „Postulate“ wie ein Evangelium. Insofern hatte er es leicht; er hatte nicht gegen den Zeitgeist zu kämpfen, sondern wurde von demselben getragen. Die Herausgabe eines neuen Gesangbuches war also nicht mit Schwierigkeiten von außenher verknüpft, wie das unter anderen Umständen wohl der Fall gewesen wäre. Nicht nur die Geistlichkeit war für ihn, sondern auch die überwiegende Mehrzahl in den Gemeinden, insofern sie zu einem Urtheil berechtigt war. Es war nicht blos Gleichgiltigkeit, die das Zustandekommen eines neuen Gesangbuches zuweilen begünstigt, sondern wirkliches Interesse, das man der Abschaffung des alten Gesangbuches entgegenbrag. Wir möchten diesen Umstand nicht übersehen wissen. Es wäre ganz etwas anderes gewesen, wenn Sonntag etwa in vorherrschend „gläubigen“ Kreisen ein rationalistisches Gesangbuch hätte einführen wollen, oder auch umgekehrt, was beides wirklich sich zugetragen hat, wovon später mehr.

Nachdem Sonntag, sehr charakteristisch für seine Zeit, „drei Predigten über Riga's Umgebung, Dünaström und Jubiläum“ gehalten und herausgegeben, erläuterte er in einer „Bekanntmachung an die lutherischen und reformirten deutschen Einwohner Riga's“ die Gesichtspunkte, nach denen die nunmehr im Druck fertige „Sammlung alter und neuer geistlicher Lieder“ etc. zu Stande gekommen, und er sie aufgenommen wünsche. Das „hiesige Publikum sei bereits im Namen des Bearbeitungs-Comité“ von der Sache in Kenntniß gesetzt. Es sei aber nöthig, daß er persönlich noch einmal das Wort ergreife. Mit ihm (oder vielmehr unter ihm, er unterzeichnet sich selbst als „erster Redacteur“) hatten sich an der Arbeit theilgenommen: Liborius Bergmann, Senior und Oberpastor, A. Albanus, Oberwochenprediger und Schuldirektor, Collins, reformirter Prediger, Bertholz, Pastor an der Gertrud-Kirche, Thiel, Archidiaconus, Grave, Sonntag's Adjunct im Predigtamt, und Müller, Diaconus. Wir können nach Verlauf von bald 70 Jahren Sonntag's Erörterungen ganz ruhig wie eine historisch vollendete Thatsache betrachten. Dabei dürfte sich die Unzuträglichkeit der Hoffnung ergeben, der man sich damals hingab, als könnte dieses Gesangbuch sein hundertjähriges Jubiläum erleben.

Niemand dürfte den „redlichen guten Willen und den gewissenhaften Fleiß“ (den Sonntag betont) beanstanden, mit dem dieses „Werk vierjähriger Bemühungen und mehrjähriger Ver-

bereitungen“ zu Stande gekommen war. Der Standpunkt, den man vertrat, war gewiß ein ehrlicher und aufrichtiger. Man rechnete mit Zuversicht darauf, daß das christliche Publikum demselben eine „liebvolle Aufnahme“ schenken werde, worin man sich auch, wie eben die Vorstellungen der Zeit lagen, nicht irrte. Allein die redlichste Gesinnung und beste Absicht gibt noch keine Bürgschaft für die Güte eines Werkes, die einen andern Maßstab verlangt, als den der individuellen „Ueberzeugungstreue“. Es ward „ein vollkommeneres Hilfsmittel für die Erbauung“ dargeboten. Da das Gesangbuch nicht bloß für die Lutheraner der Stadt Riga allein bestimmt war, so erscheint die Vertheilung der acht Commissionsglieder eine ziemlich gleichmäßige, allein, wir wollen nicht vergessen, daß eigentlich in Wirklichkeit die Hauptarbeiter Sonntag und der reformirte Prediger Collins waren. Dem heutigen Geschmack dürfte die beiläufige, aber ganz ernsthaft gemeinte Aeußerung: „Wir haben es uns viel Zeit und Mühe kosten lassen, die wir uns ja wohl hätten ersparen, oder auf Erwerbsarbeiten (!) verwenden können“ etc., wenig zusagen. Was mit Hinblick auf das letzte Gesangbuch von 1781 bemerkt wird: „Es war nicht bloß natürlich, sondern sogar Pflicht, daß, um den Uebergang zu erleichtern, so manches Lied und so mancher Ausdruck stehen blieb, die man jetzt nicht mehr gebraucht, oder an denen man wohl gar Anstoß nimmt, vielleicht selbst von Seiten der Gedanken, oder doch wegen der Redensarten“, übergehen wir. Nun kommt der Hauptpunkt. Bei der Frage: „Welches Neue und wie das Alte hier gegeben werden soll“ wird der „Grundsatz“ ausgesprochen: „Ein Gesangbuch soll für Alle sein! Das heißt: Obschon nicht jeder Christ alle seine Vorstellungen von Religion und gerade so, wie er sich darüber ausdrücken würde, darin zu finden fordern darf, so muß doch jeder, ohne Anstoß für seinen Glauben, jedes Lied mitsingen können.“ Mit diesem Grundsatz scheint die pädagogische Bedeutung eines Gesangbuches übersehen zu sein, da es doch dazu beitragen soll, richtige Vorstellungen von der Religion“ zu verbreiten, an denen die unrichtigen, wenn sie mit Bewußtsein vorhanden sind, „Anstoß“ nehmen müssen. Auch blickt hier eine unhaltbare Vorstellung durch, als ob eine Christengemeinde existire, in der ein „jeder“ sowol „seine Vorstellungen von Religion“ habe, über die er sich auch wirklich „auszudrücken“ vermöge (obgleich freilich geboten wird: „Seid bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist“), als auch die Berechtigung zu „seinem“ aparten Glauben, den ihm das Gesangbuch nicht bestoßen dürfe. Was das für eine sonderbare Christengemeinde und ein sonder-

bares Gesangbuch wäre, die beide gewissermaßen auf einem gegenseitigen Kriegsfuß zu einander ständen, ist unerfindlich. Auch wäre das eine sehr ideale Christengemeinde, in welcher ein „Jeder seine Vorstellungen von Religion wirklich auch auszudrücken“ vermöchte. Die richtige Forderung wäre allerdings die, daß einer Gemeinde ein Lied zum Singen nicht proponirt werden dürfte, das, sei es nach der Form oder den Gedanken, außerhalb ihrer Vorstellungssphäre läge, oder durch leicht mißverständliche Ausdrucksweise nicht-combinirbares, falls nicht gedankenlos gesungen würde, hervorriefe. Dafür haben wir aber Religionsunterricht in den Schulen, damit die biblische Sprache nach Luther's Uebersetzung, der doch das Gesangbuch „von Seiten der Gedanken“ sich anschließen muß, wenn es nicht ganz unbiblisch und unkirchlich sein soll, vorbereitend geläufig gemacht wird. Daß Gesangbuchlieder oft, das Normale überschreitend, in's Ueberschwengliche ausgeartet sind, ist gewiß, und führen wir zur Probe aus Nr. 1135 des Brever'schen Gesangbuches außer Vers 10—15 Vers 16 an, wo der Zustand der Hölle beschrieben wird: „Du wirst vor Stank vergehen, Wenn du dein Glas mußt sehen zc. Des Teufels Speichel lecken, Ja fressen Roth im finstern Stall.“ Daß der Glaube an die „reine Lehre“ mit solchen Vorstellungen nicht solidarisch verbunden ist, möchte ich garantiren. Solche Lieder wird heute kein Redacteur, der einigermaßen bei Sinn und Verstand ist, empfehlen.

Noch ein Paar Bemerkungen Sonntag's aus seiner Bekanntmachung seien angeführt. Einmal kann er sich des richtigen Gefühls nicht erwehren, daß sein Gesangbuch an „Ausdrücken der Büchersprache“ leide. Er scheint sich allerdings bei diesem Uebelstand, daß demnach dieses Gesangbuch „zunächst mehr für die Gebildeten“ sei, damit zu trösten, daß „die Personen aus den niederen Ständen ihren Gottesdienst entweder in anderen Sprachen halten, oder auch, was freilich eine gar auffallende Erscheinung, aber doch unleugbar ist, gleichgültiger gegen die Religion sind, als die besser Unterrichteten.“ Doch meint er, daß auch für die kleinen Leute, die bei diesem Gesangbuch leer ausgehen, noch manches Lied „im herzlichsten Bruder-Ton“ nicht fehle. Sodann wünscht Sonntag, daß auch bei häuslichen Religionsfeierlichkeiten, Taufen, Leichenbegängnissen, Trauungen, die damals „fast ohne Ausnahme in den Häusern“ stattfanden, der Gebrauch des Gesangbuches wieder eingeführt werde, weil „es den gewöhnlichen Versammlungen von dieser Art an Feierlichkeit und sittlicher Würde mangelt.“ Da kam nun freilich ein anderer erschwerender Uebelstand hinzu, die weitverbreitete Unkenntniß der Melodien und der Mangel an Singfertigkeit.

Wir enthalten uns hier einer genaueren Anführung der sogenannten Verbesserungen der älteren Lieder und der näheren Angabe des modernen rationalisirenden Tones, der in den neuen angeschlagen wurde. Es ist darüber zu seiner Zeit schon Ausführliches beigebracht worden, und bestätigen wir nur, daß man in der That dieses Gesangbuch als Beispiel anführen kann, um zu zeigen, wie weit das Extrem der Modernisirung der Gesangbücher ging. So lautet der erste Vers des ersten Liedes wörtlich: „In deines Tempels Hallen soll mein Gesang erschallen, o Religion u., du Gesandte von der Gottheit Thron!“ Viele der diesem Gesangbuch eigenthümlichen Lieder sind in einem weinerlichen Predigerton abgefaßt, so z. B. sollen bei der Confirmation die Kinder allein Nr. 867 singen: „Bei den Seufzern, welche ich ringsum mich hier höre, ach, sie sind Gebet für mich, das mein Gott gewähre; bei den Thränen, die ich hier, jetzt so fromm, vergieße, schwör ich ewige Treue dir, den ich Vater grüße!“ Auch wollen wir notiren, daß es in einem Liede heißt: „Nur wahre Edelthaten, wenn sie dir wohlgerathen, vermindern deine Schuld.“ Damit sei es genug.

Nicht ohne Interesse aber für Diejenigen, die sich näher mit dieser Sache beschäftigen, dürfte es sein, Einiges von den Verfassern der neuen und Umarbeitern der alten Lieder zu erfahren. Wir entnehmen den handschriftlichen Notizen, die C. C. Napier'sky in seinem Exemplar dieses Gesangbuches verzeichnet hat, Folgendes:

(Recensirt in der „Jenaer allg. Lit.-Ztg.“ für 1813, Nr. 64.)

Von Dr. G. Collins, Prediger der reform. Gemeinde zu Riga, sind folgende Lieder und Strophen ganz neu verfaßt: Nr. 245, 256, 266, 385, 485, 517, 537, 559, 564, 580, 609, 638, 644, 695, 758, 762, 818, 843, 856, 857, 883, 886. — Zwar nach fremden Originalen, aber durch die Umarbeitung zu eigenen gemacht: Nr. 133, 509, 639, 754, 859. (S. eine besondere Nachricht der Redactions-Mitglieder des neuen Gesangbuches bei des Hrn. Pastor Dr. Collins Beerdigung am 21. Januar 1814 an das kirchliche Publikum.)

Von Carl Gotthard Graß (geb. 1767 zu Serben in Livland, gest. zu Rom im Juli 1814) sind eigens für dieses Gesangbuch verfertigt: Nr. 23, 285, 327, 424, 614, 632, 640, 690, 734, 781. (S. „Inländ. Blätter“ für 1814.)

1. Lieder des Rig. Gesangbuches, welche früher noch in keiner Liedersammlung befindlich waren. Brodhusen: Nr. 1, 885, 895. Collins (siehe oben). Eckardt: Nr. 247. Fischer: Nr. 481, 512. Graß (siehe oben). Grave: Nr. 812, 844, 850. Kenz in Rigen: Nr. 847. Meyer: Nr. 225, 465, 556. Müthel: Nr. 555. Rühl: Nr. 848. Sonntag: Nr. 165, 221,

224, 277, 290, 324, 379, 380, 381, 437, 504, 516, 536, 539, 540, 550, 552, 557, 760, 819, 828, 829, 830, 838, 839, 841, 842, 849, 851, 852, 893. (Lettische Originale, von Sonntag übersezt: Nr. 825, 832. Trinius: Nr. 659.) (Die obigen alle Inländer.)

2. Lieder aus schon vorhandenen Sammlungen. Krummacher: Nr. 15, 31, 642, 799. Julius Villodter: Nr. 109, 488, 629, 689, 690, 884, 890, 891. Starke: Nr. 25, 171, 500, 783, 836, 901, 905. J. H. Voß: Nr. 28, 584. Klopstock: Nr. 27, 32, 120, 294, 346, 440, 535, 617, 633, 726, 733, 741, 744, 759, 775, 808, 809, 813, 914. Cramer: Nr. 160, 164, 455, 462, 483, 548, 619, 660. Gellert: Nr. 50, 138, 142, 177, 178, 274, 451, 794. Sturm: Nr. 78, 107, 188, 212, 215, 264, 304. Weiße: Nr. 2, 476, 483. Kleist: Nr. 45, 59. Voder: Nr. 36. Schütz: Nr. 57. Zollikofer: Nr. 63. Spalding: Nr. 761. G. Neumark: Nr. 108. Stollberg: Nr. 404. Liebich: Nr. 581. Niemeier: Nr. 663. Salis: Nr. 720. Pfrenger: Nr. 747. Jacobi: Nr. 756. Bürde: Nr. 649. Sander: Nr. 98. David Bruhn: Nr. 896. (Paul Gerhardt: Nr. 48, 54, 75, 79, 89, 100, 176, 227, 340, 441, 592, 615, 641, 651, 702, (873?), 878, 913. Alle verändert.)

## VII.

### U e b e r g a n g s - G e s a n g b u c h.

C. Chr. Ullmann. 1843.

Mit dem Jahre 1810 war unser Rigasches Gesangbuch, wie wir gesehen haben, auf dem Culminationspunkt einer Richtung angelangt, die seit ein Paar Menschenaltern auf dem Gebiete der Theologie und Erbauungsliteratur in beharrlichem Fortschritt sich zu einer herrschenden Macht emporgeschwungen hatte. Es war aber damit gewissermaßen auch die Höhe erreicht, die nach dem Gesetz der Geistesbewegung, die nach allen Erfahrungen eine spiralförmige Linie einzuhalten pflegt, auf eine allmälige Senkung oder Wendung der bisherigen Bahn sich gefaßt machen mußte. Die damaligen Wortführer hatten freilich eine bessere Zuversicht zu den Errungenschaften der Neuzeit, wie Sonntag in seiner veröffentlichten Ansprache, mit welcher er sein Gesangbuch befürwortete und introducirte, auf ein nicht Geringeres, als auf eine Säcularfeier dieser „Sammlung geistlicher Lieder“ hoffte. Wie weit diese Hoffnung fehl-

geschossen, wissen wir. Allerdings sprach Manches, wenn man die Lage der Dinge der nächsten Gegenwart zu Rathe zog, und daraus nach menschlichem Ermessen zu Schlüssen sich berechtigt glaubte, für Ermuthigung zu einer solchen Aussicht. Die „Postulate der praktischen Vernunft“ und das „Ding an sich“ waren als die positiven Resultate der kritischen Philosophie gläubig jubelnd empfangen, und hatten von den Köpfen der Mehrzahl der Studirten Besitz genommen. Sie boten die nöthigen Rettungsanker für das werthvolle Residuum eines über Bord geworfenen Ballastes und für den gesicherten Erklärungsgrund der angeborenen Schranken der menschlichen Vernunft. Daran konnte man sich vorläufig genügen lassen. Auch spätere Zeit brachte noch einige Förderung solcher Erwartungen, mit denen man sich getrost bei der gewonnenen „Aufklärung“ zu beruhigen sich angelegen sein ließ. Köhr's „Briefe über den Rationalismus“ und Wegscheider's „Epicrisen“ genügten vollständig, wobei Witschel's „Morgen- und Abendopfer“ und Zschocke's „Stunden der Andacht“ als gemüthliche Abspiegelungen dogmatischer Erudition das Ihrige zu leisten zur Aufgabe hatten. Daß Schleiermacher und seine großen Zeitgenossen, die damals nur sehr auserwählten Kreisen zugänglich und verständlich waren — die Meisten begriffen nicht, wohinaus diese eigentlich wollten — noch eine Zukunft hatten, blieb einstweilen verborgen. Unsere Landesuniversität, im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens, bot auch nur das, was die Zeit brachte. Kirchengeschichte und praktische Theologie waren erbärmlichst vertreten. Der gelehrte Orientalist glänzte durch seine sonderbare Uebersetzung des Neuen Testaments, in der er das Paulinische Idiom in Kantische Kategorien oder vielmehr Eubämonistische Popularphilosophie umsetzte. Auch das „Magazin für die protestantischen Prediger“ &c., von Grave ein Paar Jahre herausgegeben, gab Belege, daß man einstweilen auf alten Pfaden ruhig fortwandelte. Unser Gesangbuch wurde so ziemlich überall von der Nawa bis Kurland eingeführt. Man freute sich eines gelungenen zeitgemäßen Werkes und der Fortbestand desselben schien gesichert. Doch es kam bald weit anders.

Wenn ich mich nunmehr anschicke, über die bald darauf neu heranbrechende Zeit, deren Verlauf bis in die allernächste Gegenwart sich erstreckt, und die ich selbst mit meinen eigenen Erlebnissen begleiten konnte, Einiges zu sagen, so verkennt wohl Niemand die Schwierigkeiten, die ein solcher Versuch mit sich bringt. Ist es doch schon im Allgemeinen zuzugestehen, daß Dinge nur dann wie gehörig zu erkennen und zu beurtheilen sind, wenn sie sich unter dem richtigen Schwinkel präsentiren, indem der Abstand zwischen ihnen und dem Betrachter

weber zu weit noch zu kurz sein muß, in welchen beiden Fällen man schließlich nichts sieht, und wenn man durchaus etwas sehen will, sich mit selbstgeschaffenen Idolen zu begnügen hat. Der besondere Uebelstand aber, der erschwerend wirkt, kommt in diesem Falle noch hinzu, daß, warum soll ich es nicht sagen? der Verfasser dieses mit seinen geringen Kräften an seinem bescheidenen Theil in gegebener Stellung, namentlich was die Redaction und Einführung des zu besprechenden „sechsten“ Rigaschen Gesangbuches betrifft, mitgewirkt hat. Unwillkürlich entsteht die Präsumtion, daß die Darstellung, die, wie hoffentlich bemerkt ist, frühere ältere Partien der fortschreitenden Sachlage mit einer gewissen Unbefangeneit und zuzugestehender Beachtung der verschiedenen, aus der jedesmaligen Zeit resultirenden Standpunkte begleitet hat, nunmehr mit einer vorwiegenden Neigung für das, wofür man gewissermaßen selbst eingestanden hat, ohne Fühlung für zukünftige Bedürfnisse und Anforderungen, schließlich als eine laudatrix temporis acti (als eine Lobrednerin alter Zeit) sich im Sande verlaufen werde. Nun, wir wollen nicht vorgreifen; der Leser möge allendlich selbst das Urtheil fällen. Auch werde unumwunden erklärt, daß, falls diese Arbeit an verfehlten Gesichtspunkten leiden sollte, eine Widerlegung resp. Berichtigung zu um so größerer Genugthuung gereichen würde, als dieses Vorliegende dazu beigetragen hätte, richtige Vorstellungen von einer Sache zu Wege gebracht zu haben, die, wie ein Landesgesangbuch, von nicht unerheblicher Bedeutung für die Beurtheilung des Verlaufs unserer kirchlichen Zustände ist.

Wer hat es nicht gelesen, wenn er es nicht selbst mit-erlebt hat, und immer wieder mit tiefer Empfindung, was, freilich ganz unabhängig vom Gesangbuch von 1810, zwei Jahre darauf und später vor aller Welt Augen geschah, wobei Millionen Herzen ein Gefühl wunderbar durchzuckte: Hier habe der Herr geredet, nicht im sanften Säufeln, sondern im Sturm und Wetterbrausen, der „die Himmel zusammenrollen kann wie ein Gewand“, und spricht: „Bis hieher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!“ Die Flamme säule über Moskau's Kreml, die Eisschollen der Beresina, York's kühne That bei Taurroggen, jener Aufruf „An mein Volk“ und die männermordenden Schlachten bis Waterloo, darauf die gespannten hoffnungsreichen Erwartungen — —. Die „Reden über die Religion“, die Schleiermacher am Anfange des Jahrhunderts für „die Gebildeten unter ihren Verächtern“ schrieb, schienen nach einem Duzend Jahren praktisch zu zünden und Besitz zu ergreifen vom verödeten Lande. Die Sonne des wiedergewonnenen Christenglaubens schien neubelebend über

die ermüdeten Völker Europas aufzuglänzen. Wir schweigen von dem grollenden Gewölk, das sich einstweilen fernab zurückgezogen, auch fehlte es nicht an mancher verderbend drohenden Raupenbrut, die auf der erwärmten Erde leise schleichend herankroch, an deren Plage noch die heutige Zeit schwer krankt. Es kam 1817 und die dritte Jubelfeier der Reformation, die Versöhnung bringen sollte den feindlichen Brüdern im evangelischen Lager. Auch die geistliche Dichtkunst, welcher die Heroen der Classiker unmittelbar fern standen, erwachte zu erneuerter Schwungkraft, von der gewonnenen Formschönheit der Sprache unterstützt. Die Härten und Ungelenktheiten des Periodenbaues, des Nebenausdrucks und der Wortfügung, mit denen die Alten unglaublich zu ringen hatten, wo das Triviale neben dem Hochpoetischen oft wunderlich seltsam sich mischte, waren längst überwunden und hatten nur ein antiquarisches Interesse. Die deutsche Sprache feierte ihre Triumphe, und die Kirche mit ihren Liedern war eingeladen, sich ihres Antheils zu erfreuen, und gewann zu dem realen unverkürzten Inhalt und Stoff neuen anmuthigen Reiz für Tonfall und Klang. Wir thaten unsern letzten Jahrzehnten schweres Unrecht, wenn wir behaupten wollten, das geistliche Lied sei erstorben, oder nur aus den verschütteten Ruinen einer vorübergegangenen Welt, sei es auch mit gebrochenen Armen und Gliedern, hervorzugraben und auf das Piedestal zu stellen. So schlimm steht es noch nicht. Wir wollen der bildenden Kunst die Führung ihres Processus selbst überlassen, ob sie es vermag, neben der Antike und Gothik mit ihren Paar Abarten, noch einmal etwas Modernes mit urschöpferischer Kraft zu vollbringen. Ja sogar die Tonkunst hat, wenn auch seltener, in anmuthigen Kirchenmelodien Neues und Schönes gefunden, während freilich die alten, zum Theil tief aus dem Volksleben entsprungen, unverkürzt ihren Werth behaupten. Jenes neumodische lustig hülfende und springende „rhythmische“ Singen, passend für methodistische Camp-meetings, erscheint dagegen uns gänzlich verfehlt, unsern gothischen Kirchen, zu denen nur ein feierlich ernst getragener Choral stimmt, wenig entsprechend, was nebenbei bemerkt sei. Daß die Zahl der verschiedenen üblichen Landesgesangbücher übergroß war, und noch bis auf den heutigen Tag ist, und daß es an allen Mitteln bisher fehlt, sie zu verringern, und diesem Uebelstande abzuhelpen, muß eingestanden werden. Daß der Werth vieler vor der Kritik der Erfahrung nicht besteht, ist uns ebenso unbezweifelt, als daß ein in einer Gegend oder Stadt Liebgewordenes und Theures bloß um des Principis der schönen Einförmigkeit nicht so leicht aufgegeben wird. Wir von unserm heutigen Standpunkt sind

freilich zu dem Urtheil genöthigt, daß in der Zeit, von der wir reden, die Gesangbuchsliteratur sehr im Argen lag. Ich will nur drei anführen, die aus jener Zeit stammen, aber noch nicht abgeschafft sind, die ich selbst eingesehen habe, und viel zu wünschen übrig lassen. Dabei habe ich meine Verwunderung nicht unterdrücken können, daß Maßgebende in jenen Kreisen, die selbst über die Langweiligkeit vieler Lieder in ihrem Gesangbuch klagten, dennoch der „öffentlichen Meinung“ gegenüber rathlos dastanden. Ich meine das in Gotha noch gebräuchliche, das Herder-Weimarsche, aber vom Gen.-Sup. Bretschneider bekannten Andenkens in den 20er Jahren umredigirt; das in Leipzig beim Universitätsgottesdienst gebräuchliche und das Braunschweigische. Alle drei glänzen durch einen Reichthum wässeriger Lieder; ja sogar „Ein' feste Burg“ hat sich im Gothaschen eine entsetzliche Umgestaltung müssen gefallen lassen. Das Rigasche von 1810 nimmt unter seinen zeitgenössischen Gesangbüchern verhältnißmäßig noch einen hervorragenden Platz ein; der Schwung der Dichtung ist ernst, hochgehend, aber leider zu hoch abstract, die Religion, die Liebe, die Unsterblichkeit, die Tugend, die Wahrheit, die Herzensgüte werden mitunter wie himmlische Gottheiten apotheosirt und so zu sagen auf ein Piedestal gestellt, persönlich anzurufen, wo sich denn zwischen gespreizten Versen ein schlichtes frommes Lied von Gellert überaus anmuthig ausnimmt.

So behauptete sich denn unser Rigasches Gesangbuch von 1810 die nächsten Paar Jahrzehnte ungekränkt im Gebrauch wie in Achtung und Anerkennung. Bei seiner fast allgemeinen Verbreitung in den baltischen Provinzen bis zur Residenz sangen noch nach des reformirten Predigers Collins Tode (1814) Lutheraner und Reformirte in Riga ohne Anstoß dieselben Abendmahlslieder am Tische des Herrn. Auch nach Lib. Bergmann's († 1823) und Sonntag's Tode († 1827) fanden neben den älteren Rigaschen Pastoren die jüngern neu herzutretenden keinen Grund, das bestehende Gesangbuch irgendwie zu beanstanden. Doch wurde es um diese Zeit allmählig merklich anders. Im Anfange der 30er Jahre kam es dahin, daß theils herrnhutisch gesinnte Prediger, theils solche, die Tholuk und Hengstenberg studirten, sowie solche, die bei Sartorius und Lenz ihren Studiencursus absolvirt hatten, — der Docent der Kirchengeschichte konnte den geistig selbstständigeren Studenten nie und nimmer imponiren — Zweifel an der „Gläubigkeit“ des bestehenden Gesangbuches verbreiteten. So drückte man sich damals aus, die Betonung des „Kirchlichen“ war noch nicht gefunden. Daher war es denn auch möglich, daß der gläubige Sartorius den reformirten Bremer Prediger Mencken 1827

zum Dr. theol. creirte, und 1835 Gen.-Superintendent der unierten preussischen Landeskirche in Königsberg mit gutem Gewissen werden konnte. Sartorius, ein energischer, die Augustana hochtragender, bereiteter Theolog, persönlich bei aller Lebhaftigkeit mild und wohlwollend, fand es für angemessen, kurz vor seinem Abgange von Dorpat in einer selbstständigen Schrift plötzlich als Gegner des Rigaschen Gesangbuches öffentlich aufzutreten. Wir werden ihm heute in Vielem, was er vorbrachte, nur Recht geben müssen. Das war aber damals bei Vielen, und zwar insonderheit bei den Predigern der Stadt Riga, die sämmtlich noch in den Traditionen von 1810 lebten, nicht der Fall. Diese Streitschrift fiel wie eine Bombe in den stillen Frieden des kirchlichen Lebens, und verursachte in jener bei uns theologisch dürren Zeit, die nicht eben durch literarische Bewegung sich regsam erwies, nicht geringes Aufsehen, denn die in Dorpat herausgegebenen „Evangel. Blätter“, die auch vom damaligen Pastor zu Oppelaln, Otto Girgensohn, eine scharfe Beurtheilung erfuhren, waren zu langweilig. Sartorius war der einzige unter den Dorpater Theologen literarisch rührike, der übrigens was er herausgab, meistens in Deutschland drucken ließ, so z. B. seine „Verwandtschaft des Rationalismus mit dem Romanismus (weil beide aus der subjectiven Vernunft stammen), ziemlich originell, aber mehr sophistisch als wahr, während 1830 ein junger geistreicher hiesiger Theologe in Mitau bewiesen zu haben glaubte, daß das Lutherthum mit dem Katholicismus so verwandt sei, wie der Rationalismus mit dem Calvinismus. Wie dem auch sei, genug, es entstand die Frage, ob dieser überraschende Angriff gegen ein in Land und Stadt zu Recht bestehendes und allen deutschen evangelischen Gemeinden als Erbauungsbuch geltendes Gesangbuch blos mit Stillschweigen hingenommen werden dürfe?

Einer der jüngsten und zu Hoffnungen berechtigender Stadtprediger Riga's, der Diaconus am Dom, ward veranlaßt, den Fehdehandschuh gegen den federfertigen geschulten Professor der Dogmatik, der mit allen Waffen des orthodoxen Lutherthums ausgerüstet war, aufzunehmen. Weshalb nicht der Senior der Rigaschen Geistlichkeit, Dr. theol. A. Albanus, eigentlich sich zu diesem Schritt berufen sah, oder Dan. Gust. Bergmann, zur Zeit der beliebteste Redner der gebildeten Gesellschaft, oder Grave, der Nachfolger Sonntag's im Predigtamt, der nicht minder bei diesem Fall interessirt war, bleibt auf sich beruhen. P. A. Poelchau's Gegenschrift erschien, elegant und pietätvoll, und sagte das Mögliche, und vollzog damit eine Leistung, die ihm bei allen seinen Rigaschen älteren Amtsgenossen, sowie bei dem großen Kreise der Stadt, der die von ihren

Predigern vertretene Richtung en bloc theilte, die vollste Anerkennung einbrachte. Die kurze Replik, zu der sich Sartorius, noch einmal das Wort ergreifend, herbeiließ, war im Bewußtsein akademischer und hochwürdiger Ueberlegenheit, jedoch höflich und versöhnlich abgefaßt. Damit schien die Sache erledigt. Jedoch die Nachwirkungen überdauerten den kurzen literarischen Streit. Es war mit dem 1. Advent 1833 die Einführung der neuen Kirchenagende und Liturgie auf Grund des 1832 Allerhöchst bestätigten Kirchengesetzes für die evang.-luth. Gemeinden in Rußland erfolgt und 1834 mit der ersten livländischen Predigersynode, gleichfalls nach der Verordnung des Kirchengesetzes, ein Institut in's Leben getreten, das wirkungsvoll und segensreich für die gesammte Geistlichkeit bis auf die Gegenwart sich erwiesen hat, wie sehr auch seine Competenz eine bemessene sein mag. Was übrigens die Geschichte der Entstehung und Redaction des besagten Kirchengesetzes betrifft, so verdient sie, falls es schon jetzt an der Zeit wäre, eine genauere und ausführliche Darstellung. Auf das Schicksal unseres Rigaschen Gesangbuches von 1810 hatte das nähere persönliche Zusammentreten der Prediger Einfluß, die durch mündliche Berathung weit schneller zu gedeihlichen Entschlüssen kommen konnten, als es sonst auf dem Wege literarischer Veröffentlichungen, die doch nur den Charakter privater Ansichten und Wünsche hätten, möglich war, abgesehen davon, daß etwaige bureaukratische Initiative berufener Instanzen erst nach langwierigen Vorbereitungen und Schriftwechsel und Meinungsäußerungen auf eine Erledigung Aussicht gegeben hätten. Als bald einigte sich eine Gruppe gleichgesinnter Vertrauensmänner, welche sich mit Vorarbeiten zu einem neuzuredigirenden Landesgesangbuch beschäftigte. Unter ihnen war C. C. Ulmann, der zum Professor der praktischen Theologie in Dorpat designirte Pastor zu Cremon, der nachherige allverehrte Rector der Universität, und allendlich mit Recht hochgefeierte Bischof und Vice-Präsident des Gen.-Consist. in St. Petersburg. Ihm wurde schließlich das bereits gesammelte Material zu einem neuen Gesangbuch anvertraut, und konnte er dieses Werk als alleiniger Redacteur 1843 herausgeben. Hier können wir es nicht unterlassen, soweit es unsern Gegenstand betrifft, die hervorragende Persönlichkeit dieses edlen Mannes anzudeuten, der in seiner ernstwürdigen und zugleich milden und liebenswürdigen Erscheinung allen seinen Zeitgenossen unvergeßlich ist. Ulmann, ein feiner Kenner der lettischen Sprache, der das Volk liebte, war mit einer tiefen Anlage für das Verständniß einer Volkspoesie begabt, in welcher die besten religiösen und sittlichen Gefühle unserer heimischen Nationalen ihren Ausdruck fanden. Das

ihnen lange Zeit zuständig gewesene kirchliche Gesangbuch, eine lettische Bearbeitung der im Brever'schen Gesangbuch vorhandenen geistlichen Lieder, war in einem volksthümlichen Ton gehalten, vollkommen dem Vorstellungskreis derer, die darin Erbauung suchten, angemessen. Unfern Letten dieses ihr altes liebgewordenes Gesangbuch ohne Weiteres nehmen, wie das gleichzeitig mit der Herausgabe des deutschen Gesangbuches von 1810 geschah, und zum Austausch ein neues, und zwar stark rationalistisch gefärbtes geben, war geradezu ein Attentat an den Volksgeist, der sich nun selbst half, und entweder in den Herrnhuter-Betversammlungen Zinzendorf'sche und Losküll'sche Lieder sang, oder die alten Exemplare zur häuslichen Erbauung hoch und theuer hielt, wie ich das aus eigener Erfahrung weiß. Hier trat der oben erwähnte Fall ein, daß gläubig geschulten Gemeinden, die bei Luther's Katechismus und einem dem entsprechenden Gesangbuch unverrückt standen, ein Gesangbuch zugemuthet ward, dessen Fremdartigkeit sie durchfühlen mußten. Durch die Herausgabe eines neuen lettischen Gesangbuches, das in den vierziger Jahren erschien und vom Lettenvolk freudig begrüßt ward, weil es in ihm den alten längst vermißten Ton wiederfand, hat Ulmann sich ein unvergängliches Verdienst erworben. Er und Andere waren in der Lage, theils selbst lettische Lieder zu dichten, theils lettische Bearbeitungen zu liefern, theils die vorhandenen sprachlich zu säubern. In diesem lettischen Gesangbuch hat Ulmann Großes geleistet, wie er es auch nie über's Herz bringen konnte, einem Volk seine Muttersprache zu mißgönnen. Dieses Gesangbuch hat, es sei uns die Aeußerung gestattet, mit dazu beigetragen, den ursprünglichen Volkscharakter der Letten, der sich zur stillen Gottesfurcht, Pietät und friedlichen Arbeit neigt, zu schützen.

Etwas Anderes war es, wenn Ulmann unsern deutschen Gemeinden ein kirchliches Gesangbuch zu bringen sich anschickte. Wie weit durften einmal vorhandene Stimmungen berücksichtigt werden, um Disparates zu vereinigen mit mildem Geist? Das war die Frage. Man konnte auch den weisen Spruch fortiter in re, suaviter in modo unterschätzen. Einerseits mußte dem gläubig kirchlichen Bekenntniß sein Recht ungeschmälert zu Theil werden. Andererseits handelte es sich auch um die Form. Daß manche alte Lieder weit über den biblischen Ausdruck durch Pressen und Ausmalen bildlicher Rede hinausgegangen waren, weiß man. Auch boten die deutschen Gemeinden nach ihren Bestandtheilen keine unterschiedlose Masse mehr oder weniger einfacher Exemplare der Gattung, sondern die verschiedenartigsten Mischungen von Bildungsstufen und Bedürfnissen dar. Nur bei den Wenigsten konnte eine literarisch-

historische Schulung vorausgesetzt werden, welche in Stand setzt, die Würde und Poesie bei manchen alten Kernliedern herauszufühlen, trotz formaler sprachlicher Seltsamkeiten, die bei solchen Erbauungs-Suchenden leicht das Gegentheil von dem bewirken, was sie ursprünglich ganz gut gemeint beabsichtigten. Beiden Anforderungen, denen man ihre Berechtigung nicht absprechen wird, zu genügen, war in einer solchen Uebergangszeit nicht leicht. Eine eingehende Kritik dieses von Ulmann redigirten Gesangbuches hier zu geben, ist überflüssig, da die Zeit entschieden hat, und es gegenwärtig so ziemlich allgemein für ein gutes und zweckmäßiges „Uebergangs-Gesangbuch“ erklärt wird, indem bald darauf drei neue Gesangbücher in St. Petersburg, Reval und Riga herauskamen, wozu als viertes noch die in den Schulen eingeführte Sammlung der 150 Kernlieder zu nennen ist. Wir begnügen uns, einfach die Thatsache zu constatiren, daß dieses Gesangbuch sofort von allen Denen freudig begrüßt ward, die nichts sehnlicher wünschten, als bei ihren Zeitgenossen Sinn und Gefühl für den reichen Liederschatz unserer Kirche, der in dem Gesangbuch von 1810 nur einseitig vertreten war, wieder neu zu beleben. Auch bewiesen die Arbeiten von Philipp Wackernagel, Carl v. Raumer, Albert Knapp &c., daß es an der Zeit sei, der eingerissenen Gesangbuchsnoth einmal gründlich abzuhelfen. In den meisten Städten und Landgemeinden bei uns war bei den Predigern der Wunsch vorherrschend, das Ulmann'sche Gesangbuch einzuführen. Die Annahme desselben sollte jedoch eine facultative sein, wobei man, die Zeitverhältnisse berücksichtigend, von einer obligatorischen Abstand nahm. Es galt demnach, die betreffenden Gemeinden für die Einführung desselben günstig zu stimmen, was den Predigern oblag.

In den Stadtgemeinden in Riga dagegen standen 1843 schwer überwindliche Hindernisse dieser Einführung, beziehungsweise gleichzeitigen Abschaffung des Sonntag'schen Gesangbuches von 1810 im Wege, die ich hier näher zu charakterisiren, nach allen den mir sehr wohl bekannten persönlichen Beziehungen, da ich diese Uebergangsperiode selbst durchgelebt habe, füglich unterlassen kann. Nur so viel genüge nach einem Menschenalter zu bemerken, daß diese Gesangbuchsache bei uns in Riga erst ein Jahrzehnt später zum vollständigen Austrag kam. Die Pietät war bei Predigern und Gemeinden noch so fest gewurzelt, auch die vorhandene rationalistische Strömung, die es im besten Falle zu Gellert's Liedern brachte und Witschel und Zschocke (siehe oben) las, eine so übermächtige, daß es ein Wagniß gewesen wäre, mit dem Vorschlage einer allgemeinen Einführung des Ulmann'schen Gesangbuches aufzutreten, und

der Erfolg nur zu sicher in Aussicht stand. Für die Jacobi-Kirche galten dagegen die Entschliefungen der Landesſynode, wie die bei dieſer Gelegenheit erfolgten Erklärungen des Landes-Conſiſtoriums, dem ja dieſe Kirche, bei ihrer eigenthümlichen Stellung in Riga, untergeordnet iſt. Ward von dieſer Seite her die Einführung für ſie erleichtert, ſo ſtand die Sache, anlangend die Gemeinde, die eine reine Perſonal- und keine Parochial-Gemeinde iſt, freilich auch nicht ganz zum Beſten. Das Ulmann'sche Geſangbuch in der Jacobi-Kirche ſobald als möglich einzuführen, ſtand allerdings außer Frage. Aber die Ausführung verlangte ihre Form, die gefunden werden mußte. Es handelte ſich nach dem Gewohnheitsrecht, aus gewiſſen mehrdeutigen obrigkeitlichen älteren Verordnungen hergeleitet, um die Berechtigung der „Gemeinde“ (ein elastiſcher Ausdruck, der erſt ſpäter ſichergeſtellt wurde), in gewiſſen Fällen, bei Prediger- und Kirchenvorſteher-Wahlen, Bewilligungen aus der Kirchenkaſſe, vorausgeſetzt, daß ihre Mittel etwas zu bewilligen erlaubten, was nicht immer der Fall war u. ſ. w., durch Stimmabgabe die Entſcheidung herbeizuführen. Daß die Meinungsäußerung der Gemeinde in Betreff der Einführung eines neuen Geſangbuches auch auf dieſe Weiſe gewonnen werden könne, lag nahe. Es ſchien demnach angemessen, die Gemeinde zu veranlaſſen, durch Stimmabgabe ihrer „dazu berechtigten“ Glieder den Willen und Wunsch wenigſtens der Majorität an den Tag zu bringen. Dabei gab es Manches zu bedenken. Die Anhänglichkeit an das alte Geſangbuch war noch keineswegs im Allgemeinen ſo erſchüttert, daß durch einen ſolchen Vorgang auf einen günſtigen Erfolg zu rechnen war, zudem waren die Einflüſſe von außerhalb der Gemeinde unberechenbar. Auch im „Kirchen-Collegium“ war, abgerechnet die beiden Paſtoren, die Stimmung gegen jede Aufregung, wie denn die Abſonderung von den übrigen Kirchen in der Stadt durch Einführung eines aparten Geſangbuches Mißbilligung fand. Auch fehlte es nicht an warnenden Stimmen hochzuachtender Perſönlichkeiten in der Gemeinde ſelbſt, die von einem ſolchen „unüberlegten“ Schritt wohlmeinend abriethen, wenn ſie auch von ihrer Seite gern bereit wären, den Wünſchen nichts in den Weg zu ſtellen. Nun, um es kurz zu ſagen, die Einführung gelang doch, aber nur nach einem zweimaligen Wahlgange, indem die erſte Ausſtellung der „Wahlurne“, vom Paſtor loci bewerkſtelligt, als eine „erfolgloſe“ bezeichnet ward, obgleich die Majorität ſchon dieſmal günſtig ausgefallen war, und durch eine nunmehr „im Namen des Kirchen-Collegiums“ ſelbſt angekündigte zweite ergänzt ward, die ein verſtärkt beiſälliges Reſultat gab. Daß freilich manches ſonſt achtungswerthe Glied

der Gemeinde durch diesen Ausgang nicht gerade angenehm berührt wurde, mußte um der Sache willen hingenommen werden, wobei noch schließlich im größeren Publikum die Meinung eine Zeit lang sich festzusetzen schien, als werde in der Jacobi-Kirche jetzt ein „anderer Glaube“ gepredigt, als in den übrigen Kirchen der Stadt. Das dauerte zehn Jahre lang, da wurde es anders. Der „Uebergang“ war überwunden, und die Zeit für das „sechste Rigasche Gesangbuch“ war gekommen.

## VIII.

### Sechstes Gesangbuch.

P. A. Poelchau. 1853.

Wir sind nunmehr im Verlauf dieser rückblickenden Betrachtung bei unserm letzten Gesangbuch angelangt, welches die Reihenfolge der bisherigen soweit zum Abschluß bringt, und seit 25 Jahren bis auf den heutigen Tag bei uns im Gebrauch ist. Um dasselbe etwas genauer zu charakterisiren, dürfte es angemessen sein, falls man, wie ich bitte, mir die Versicherung einräumt, daß ich diese Zeilen ohne alle Voreingenommenheit niederschreibe, und ihnen nur den Werth einer ganz subjectiven Aeußerung beilege, deren Berichtigung mir nur erwünscht sein kann — ein Paar wesentliche Punkte hervorzuheben, nämlich: die Umstände und Zeitverhältnisse, die im J. 1853 zur Einführung eines neu redigirten Gesangbuches bei uns, und zwar „für Kirche, Schule und Haus“, wie man hoffte, veranlaßten; die leitenden Grundsätze, nach denen die Redaction bei der Auswahl der alten und neuen Lieder, die zu Gebote standen, sowie bei den nöthig erachteten Veränderungen der älteren Lieder, verfuhr, woran sich noch Erwartungen und Wünsche für die Zukunft anschließen mögen, indem die Kritik der Vergangenheit und die weitere Fortsetzung dieser 350jährigen Arbeit getrost denen überlassen bleibt, die in der Folgezeit für künftige Beschaffung der zweckmäßigsten Mittel zur Erbauung der Gemeinden einzustehen berufen sind.

Versetzen wir uns in die Zeit vor beiläufig 35 Jahren. Da sehen wir in den lutherischen Stadtkirchen, sowie in der reformirten Kirche Riga's, noch ungestört das Gesangbuch von 1810 in Geltung, während die Jacobi-Kirche, die von ihrer

exceptionellen Stellung Gebrauch machte, wie schon erwähnt, die Ulmann'sche „Sammlung geistlicher Lieder für Gemeindegewissen der evangelisch-lutherischen Kirche,“ wie der allgemeine Titel angab, bei sich einführen konnte. Ich muß Andere bitten, da mir für den Augenblick die genaueren Daten nicht zugänglich sind, festzustellen, wie groß die Zahl der damals zur Zeit gebräuchlichen Gesangbücher bei sämtlichen evangelischen Gemeinden im Reich, die Ostseeprovinzen mit einbegriffen, gewesen ist. Es ist Grund anzunehmen, daß sie sich auf mindestens 8—9 belief, während sie gegenwärtig sich noch vergrößert haben mag. Die Ulmann'sche Liedersammlung war unbestritten ein zeitgemäßes Werk und entsprach weit verbreiteten Wünschen und Bedürfnissen, wobei die Hoffnung sich aussprach, es möchte diese Veranlassung geben zur Einführung eines allgemeinen Gesangbuches mit Beseitigung der einzelnen verschiedenen, die aus Localverhältnissen entstanden oder auch, wie z. B. in Südrußland das Württembergische etc., angenommen waren. Auch bei uns erschien es nunmehr an der Zeit, beim Jahre 1810 nicht stehen zu bleiben. Es wäre ein ganzliches Verkennen der historischen Continuität gewesen, von der sich auch die ursprüngliche reformatorische Läuterung und Vertiefung der Kirchenlehre auf Grund des Offenbarungswortes getragen fühlte, wenn man den Faden einer gesunden Fortentwicklung, der im Anfang dieses Jahrhunderts fast zu zerreißen drohte, nicht wieder sorgsam und liebevoll an die Vergangenheit anzuknüpfen Bedacht genommen hätte. Nach beiden Seiten hatten Ausschreitungen die Kirche mit Gefahr bedroht: einerseits die Realitäten der Offenbarungswahrheiten in sogenannte Vernunftabstractionen aufzulösen und zu verflüchtigen; andererseits richtige christliche Grundlehren durch Particularvorstellungen zu verunstalten, die sich dann in sectirerischen Conglomeraten festsetzten. Daß aber auch beim besten Willen die vorhandenen Mittel und Kräfte nicht ausreichten, ein für lange Zeit genügendes Werk herzustellen, hat die Erfahrung bewiesen. Der Uebergangszeit war es gegeben, die vorhandene Leistung bis auf Weiteres mit Dank anzunehmen und zu gebrauchen.

Die etwaige Voraussetzung, wenn sie vorhanden war, diese „Sammlung geistlicher Lieder“ von 1843 werde die übrigen alle allmählig verdrängen und zurückstellen, hat sich nicht bestätigt, wie denn das zugestandenermaßen vorhandene Beste noch nicht deshalb das Gute ist. Obgleich sie fast durchgehend in Livland alsbald Eingang fand, und auch in weitem Kreisen beifällig aufgenommen ward, so behinderte das doch nicht, daß man sich, wie namentlich in St. Petersburg und Reval, zur

Redaction von neuen besonderen Gesangbüchern entschloß, deren Berechtigung und Tüchtigkeit nicht beanstandet werden soll. Auch die reformirten Kirchen in St. Petersburg und Riga sahen sich hinterdrein in der Lage, sich von dem früher mit der lutherischen Kirche gemeinschaftlich benutzten Gesangbuch loszusagen, und brachten es zu zwei verschiedenen, indem in St. Petersburg und Riga je ein besonderes Gesangbuch zu Stande kam, wobei sich zwei verschiedene Richtungen innerhalb der reformirten Gemeinden unschwer erkennen lassen; welche die confessionell berechnete unter beiden sei, ist hier nicht der Ort zu entscheiden. Demnach hätten wir in Riga es zu 3 Gesangbüchern gebracht, 2 für die Lutheraner und 1 apartes für die Reformirten, und mit den Errungenschaften der Einmüthigkeit vom J. 1810 hatte es ein Ende. So verflossen 10 Jahre. Allmählig waren die Prediger, die mit Anhänglichkeit, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Pietät, wie denn selbst der Superintendent und Oberpastor zu St. Petri, Dan. Gust. Bergmann, der so zu sagen damals auf der „äußersten Rechten“ stehen wollte, sich wiederholentlich mit dem Sonntag'schen Gesangbuch zufrieden erklärte — das Gesangbuch von 1810 vertraten, aus dem Kreise der Lebenden geschieden. Es sei erlaubt, den hier nicht weiter zu beweisenden Satz auszusprechen, daß die theologischen Vorstellungen, welche das Gesangbuch von 1810 zu Wege brachten, im popularisirten Kantianismus wurzelten, der damals alle Gebiete des Wissens und der Erkenntniß, ja auch der Dichtkunst beeinflusste. Wer kennt nicht Schiller's: „Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer, sie gehen von Munde zu Munde 2c.“ Weder Predigten noch Katechismen, ja selbst nicht geistliche Lieder, konnten sich dieser Richtung, welche „Glauben und Wissen“ zur Versöhnung gebracht zu haben erklärte, entziehen. Die Zeitphilosophie hatte sich der Glaubens- und Sittenlehre bemächtigt. Sehen wir auf die letzten 40 Jahre zurück, so haben wir ein ganz anderes Bild, das sich dem Beobachter darbietet. Die Philosophie kam bei den Praktikern in ziemlichem Mißcredit. Was Schelling und Hegel, ja selbst der philosophische Theologe Schleiermacher leisteten, blieb vorläufig nur dem esoterischen Cultus exclusiver Kreise und eigenartiger Naturanlagen vorbehalten. Ein Katechismus, wie z. B. ihn Rüttenick auf Schleiermacher'scher Grundlage anfertigte, hat schwerlich weitere Aufmerksamkeit gefunden. Der Hegel'schen Philosophie schien es an Geschick zu mangeln, wie keineswegs früher der Kant'schen, irgendwie Sachliches der Erbauung zugänglich zu machen. Auch Schleiermacher's Predigten in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, die mächtig zündeten, und unsere jungen Theologen, die dort nach dem Dorpater Triennium

weitere Studien machten, begeisterten, waren doch nur allgemeine Anreize zu erhöhteter Stimmung und Gedankenbewegung. Die neuere dialektische Methode hat gewiß auf die formale Behandlung des Glaubensinhaltes einen ersichtlichen Einfluß geübt. Dagegen ist in den letzten 30 Jahren eine nicht geringe Erkaltung für philosophische Studien hier und da nicht unbenutzt geblieben. Während in den ersten Decennien des Jahrhunderts ein Jeder von der Universität mehr oder weniger durchtränkt von Kantischen Kategorien und Postulaten heimkam, hatte sich allmählig eine landläufige Rede verbreitet, es geschähe heutzutage in der Philosophie so gut wie nichts. Ob diese Thatsache nicht darin ihre Ursache hatte, daß man sie weniger beachtete, mögen Andere entscheiden. Der philosophische Lehrstuhl in Dorpat war 25 Jahre lang von einem Herbartianer besetzt, aber Herbart und Aristoteles blieben Vielen ganz unbekannte Größen. Die philosophischen Andeutungen in den Prolegomenen zur Dogmatik und Ethik und beiläufig in der Kirchengeschichte schienen hinlänglichen Ersatz zu bieten. Heutigen Tages besieht man sich Schopenhauer und Ed. v. Hartmann wol mit einer gewissen mißtrauischen Neugier, aber mit der Reservation, sich durchaus nicht von diesen Zubringlichen beeinflussen zu lassen. Die ganze Stellung der Theologie zur Philosophie, wie sie nach der Glorification der Kantischen drei Worte, die Schiller als „inhaltschwere“ gefeiert hatte, und nach der Kurzlebigkeit des mißverstandenen Hegel'schen „Alles was ist, ist vernünftig,“ vor einem Menschenalter etwa zu Ungunsten der letzteren sich behauptete, hat es dahin gebracht, daß, wenn es zu Redactionen von Gesangbüchern kam, man, unbekümmert um die Einrede philosophischer Systeme, der biblisch-kirchlichen Glaubenssubstanz Rechnung tragen wollte, dabei aber den Forderungen der zur Zeit bestehenden Sprachbildung Anerkennung nicht zu versagen keinen Anstand nahm. Daß die Rücksichtnahme beider löblichen und zugestandenen Grundsätze in der Praxis hier und da nach einem verschiedenen Maß gewogen wurde, wissen wir. Es kam darauf an, was die Redacteurs arbeiten konnten, und die verschiedenen Gemeinden zu vertragen im Stande waren. Wenn es z. B. in den Colonien Südrußlands Gemeinden gab, die nach ihrer Eigenart mit dem neuen Berliner Gesangbuch von 1829 nichts, und mit dem Rigaschen von 1810 aber vollends gar nichts zu machen wußten, und das alte Brandenburger von Forst über alles vorgezogen hätten, so stand es in andern Gegenden anders. Trotz dem, daß in Riga das Ulmann'sche Gesangbuch, das bei seiner Einführung in der Jacobi-Kirche sich wie ein Eindringling ausnahm, allmählig theilweisen Beifall sich erwarb, kann

doch schwer behauptet werden, daß die Gesangbücher von 1781 und 1810 in resp. 70 und 30 Jahren bei der Masse der „Gemeindegelassenen“ ganz ohne Eindruck geblieben wären. Wenn Kenner anderswo im Ulmann'schen Gesangbuch manche ursprüngliche Kraft bei der Umarbeitung oder stellweisen Veränderung älterer Lieder vermiften, so wurden hier viele Ausdrücke noch zu herb und ungewöhnlich befunden, und im Einzelnen eine zu subjective Richtung beklagt. Hatte Ulmann manche alte Lieder übergangen oder andere gleichsam neu entdeckt, wie z. B. das Lied „Jerusalem, du heil'ge Gottesstadt“ (hochgebaute Stadt), das doch schon vor 1636 abgefaßt war, und andere werthvolle aus der Neuzeit aufgenommen, so hegten Manche die Meinung, es sei damit noch nicht genug geschehen. Im Anfange der 50er Jahre war es allhier in Riga soweit gekommen, daß die Beibehaltung des Gesangbuches von 1810 von den Maßgebenden als eine Unmöglichkeit empfunden wurde. Jetzt entstand die Frage: ob man das Ulmann'sche Gesangbuch annehmen, oder zur Redaction eines neuen schreiten sollte? Ob der stille Wunsch irgendwie vorhanden war, die altrigasche 320jährige Continuität zu bewahren und demnach auf ein „Rigasches Gesangbuch“ zurückzugreifen, lasse ich unentschieden. Nach dem Beispiel unzähliger evangelischer Städte und Gegenden, nach eigenem Bedürfniß ein besonderes Gesangbuch herzustellen, wenn der Inhalt nur der Glaubensnorm entspreche, nahm man keinen Anstand, nach dem Satz „der Lebende hat Recht“ das Verfahren einzuleiten. Dem Worte Gottes, wie solches in den reformatorischen Bekenntnissen seinen normativen Ausdruck gefunden, blieb die gebührende Stimme der Entscheidung, was den sachlichen Inhalt der Gedanken und Lehren betrifft, zuerkannt. Dagegen sollte bei der poetischen Redeweise, bei der Form der Bilder und Gleichnisse, wie es die Natur eines „Liedes“ zum Unterschiede von einem akademischen oder pastoralen Vortrage mit sich bringt, die dichterische Sprache der gebildeten Gegenwart nicht übersehen werden. Was in älteren Liedern, die Form des bildlichen Ausdrucks anlangend, sich als gut und wahrhaft poetisch, zart und schwungvoll bewährt hat, sollte nicht bloß respectvoll geschont, sondern uns zu gut conservirt werden, da gerade in solchen eigenthümlichen Färbungen der Sprachbildung sich der Unterschied der Jahrhunderte abhebt, wodurch wir in Stand gesetzt werden, edle religiöse und sittliche Stimmungen unserer Alten in uns zu reproduciren, wenn auch ein frommer Sänger unserer Tage denselben Inhalt der Gedanken und Gefühle nur in einer anderen Fassung zur Darstellung zu bringen vermöchte. Sind wir auf eine gewisse Knappheit und gebrungene Kürze des Aus-

drucks angewiesen, so kann der Schwulst und die langathmige Breite, in welcher fruchtbare Liederdichter älterer Zeit sich häufig gefielen, uns weniger zusagen. Abgesehen von allem Uebrigen, würden wir heutzutage uns nicht leicht dazu verstehen, der Gemeinde zuzumuthen, ein Lied von 17—20 Versen in einem Athemzuge ohne Unterbrechung zu singen, was eben vor Alters anders gewesen sein muß. Drei bis vier gesungene Verse, ja oft noch weniger, scheinen uns zu genügen, um diejenige Stimmung zu erzeugen oder zu verlautbaren, die den Fortgang einer gottesdienstlichen Handlung vermittelt.

Eine ganz andere Frage ist, die sich hier uns gewissermaßen aufnöthigt: sind überhaupt Veränderungen älterer Lieder, die sich zur Auswahl und Aufnahme aus verschiedenen Ursachen empfehlen, erlaubt, berechtigt oder nicht? Ueber dieses Thema ist viel verhandelt, und die Acten scheinen noch nicht geschlossen. Wir beschränken uns auf ein Paar kurze Thesen, nur um den Standpunkt zu signalisiren, den auch die Redaction des „sechsten Rigaschen Gesangbuches“ eingehalten hat. Wer z. B., wie geschehen ist, die Originallieder von Luther, P. Gerhardt &c. ediren wollte, hat den Urtext getreulich und möglichst correct, wie er vorhanden ist, einfach herzustellen, wie es denn ein Attentat sondergleichen an Goethe, Schiller und Herder &c. wäre, wenn ein Herausgeber ihrer Gedichte sich unterfänge, sie umzuarbeiten oder zu „verbessern“, da das persönliche Gefallen oder Mißfallen in diesem Falle schweigen muß. Etwas ganz anderes ist es, für unsern kirchlichen Gebrauch ein schönes altes Kernlied, nach Ausscheidung mißverständlicher Härten &c., ermüdender Wiederholungen &c., zu verändern, oder nach Gerhardt, Rist, Simon Dach &c. ein Lied zu bringen, da einmal unsere erbauliche Singweise gar oft eine andere ist, als die der lieben Alten, wobei wir nicht blos ihre Namen ehren, sondern bei Benutzung ihrer Lieder von Herzen gern auf denselben Tonfall eingehen, und die Anlehnung an die alte Zeit uns besonders zusagt. Daß solche Veränderungen nicht Jedermanns Sache sind, arge Versündigungen dabei oft stattgefunden haben, wissen wir. Das Schlechtmachen einer Sache ist aber kein Grund, überhaupt gar nichts zu machen. Veränderungen sind einmal zu allen Zeiten vorgenommen worden; es handelt sich nur darum, die besten vorhandenen zu acceptiren.

Nachdem, wie bereits oben bemerkt, die Lage der Dinge soweit vorgeschritten war, daß die Herausgabe eines neuen Gesangbuches für die deutschen evang.-lutherischen Gemeinden in Riga sich als unvermeidlich erwies, ward der Superintendent Dr. P. A. Poelchau von der Rigaschen Prediger-Synode er-

mächtigt, mit Hinzuziehung einiger anderer Glieder der hiesigen Geistlichkeit die Arbeit in die Hand zu nehmen. Diese waren: Oberpastor zu St. Johannis Hillner, Archidiaconus Hedenström, Diaconus Nöltingk und Oberpastor zu St. Jacob Bertholz. Poelchau's feiner, tactvoller, poetisch veranlagter Geist war gewiß dazu befähigt, dieses schwierige Werk in weiser Leitung zum Abschluß zu bringen.

Da das Buch seit 25 Jahren bei uns in Gebrauch ist, auch die Jacobi-Gemeinde nach dem Erscheinen desselben dem Wunsche folgte, dasselbe anzunehmen, so könnten wir füglich eine genauere Darstellung dessen, was es gibt, unterlassen, und um so mehr von einer eingehenden Beurtheilung Abstand nehmen, als es den Gemeinden, wie es scheint, lieb geworden ist. Doch dürfte es Vielen nicht unerwünscht sein, auf Einiges, wodurch dieses Gesangbuch sich kennzeichnet, besonders aufmerksam gemacht zu werden.

Gleich das erste Lied: „Herr Gott, dich loben wir,“ ist, wie es sich augenscheinlich darstellt, ein Wechselgesang zwischen dem einleitenden Sängerkhor mit Orgelbegleitung, welcher jedesmal die erste Strophe zu singen hat, worauf die ganze Gemeinde in der zweiten Strophe antwortet. Daß eine solche abwechselnde Bewegung im Gesange die religiöse Stimmung der zur Andacht Versammelten wirkungsvoll beleben kann, scheint uns unzweifelhaft.

Passend gibt die erste Abtheilung, nach Ulmann's Vorgang, „Lob- und Danklieder,“ von Nr. 1—15. Mit solcher beschränkten Zahl kann ein kirchliches Gesangbuch sich auch begnügen, welches Maß halten muß, damit die Lieder durch öfteren Gebrauch sich um so fester im Gedächtniß und Herzen einprägen, indem man nach der Erfahrung ein bekanntes Lied viel lieber singt, als ein fremdes und ungewohntes.

Wenn übrigens dieses Gesangbuch 706 Lieder enthält, so erscheint es uns noch zu viel; 500 gute Lieder, von denen ein jedes eine Reihenfolge ähnlicher, die dasselbe Thema mit Variationen behandeln, repräsentirt, dürften vollkommen dem Bedürfniß für „Kirche, Schule und Haus“ entsprechen. Es ist beklagenswerth, daß man sich noch immer mit dicken Büchern schleppen muß! 500 sind genug! Künftige Redacteurs mögen sich des Streichens befleißigen, und nicht „von Fall zu Fall“ durchaus ein Lied haben wollen, wie ich auch das Lied (368) „bei der Taufe eines Juden“ für ganz überflüssig halte, abgesehen, daß der Fall sehr selten vorkommt, oder man ganz einfach „Es ist das Heil uns kommen her“ bei dieser Gelegenheit singen kann.

Bitt- und Fürbittlieder, abermals 15. Auch hier könnten ein Paar ausfallen. Das schöne, uns Allen so wohlbekannte Lied „Ach, bleib mit deiner Gnade“, obgleich bereits vor 1632 gedichtet, erscheint bei Ulmann zum erstenmal und dann auch hier. In dem alten Liede „Herr, wie du willst, so“ zc. (Melissander † 1591) ist zu viel neuen unnöthigen Veränderungen nachgegeben, und wäre auf den Urtext zurückzustellen. „Ach Gott, gib du uns deine Gnad“ (1635) findet sich erst 1843 bei Ulmann, und darauf hier. Dasselbe gilt auch von „Herr, höre, Herr, erhöre“ (Schmoldt 1737).

In den 18 Sonntagsliedern könnten auch ein Paar fehlen. Dagegen ist „Liebster Jesu, wir sind hier“ wieder unverändert gegeben. „Herr, öffne uns die Himmelsthür“ (1684) nicht gut verändert in „Herr, öffne uns die Herzensthür“; es könnte ein Druckfehler sein, wenn es nicht Ulmann schon so hätte. „Himmelsthür“ ist objectiv, darum besser. Die beiden neuen Lieder „Gottesstille, Sonntagsfrühe“ (Max v. Schenkendorf 1817) und „Segne und behüte“ zc. achten wir für einen Gewinn. Auch die Paar kurzen Schlußlieder 44, 46 und 48 sehr brauchbar.

In den Adventsliedern ist das Gesangbuch von 1810 gründlich aufgeräumt, und meistens auf das Alte zurückgegriffen. Nr. 54 und 55 wären zu streichen. Wendungen wie „Jammerthal — Himmelsaal“ mögen einmal an rechter Stelle stehen, aber Wiederholungen zu vermeiden. Jede abgeschwächte Wiederholung schon besser gegebener Gedanken ist Ballast. „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“ ist nach Ulmann wieder zu Ehren gebracht. Das Lied „Herr Jesu Christe, Gottes Sohn“ (1657) ist hier glücklich, ganz wie neu, gewonnen; es fehlt in allen früheren Gesangbüchern.

In den 15 Weihnachtsliedern hier zum erstenmal das nach Text und Melodie klangvolle „O du fröhliche, o du selige“ zc. „Gelobt seist du, Jesus Christ“ (Luther), aus Breverus wieder eingeführt, wenn auch mit ein Paar kleinen unschädlichen Veränderungen. „Wir Christenleut,“ nach der wohlbekannten Melodie, fehlte 70 Jahre im Reg. Gesangbuch, jedoch auf zwei Verse reducirt; zweckmäßig, da nach längeren Liedern ein kürzeres dazwischen oft sehr erwünscht ist. Kennern und Liebhabern ist das Fehlende schon zugänglich. Hier wählt man sich aber Lieder für „Kirche, Schule und Haus“.

Wer unbefangenen die früheren Gesangbücher mit diesem vergleicht, der wird die Auswahl der 11 Lieder für den „Jahreswechsel“ nur billigend anerkennen. Passend nimmt sogleich das erste Lied Rücksicht auf die etwaige kirchliche Feier am Sylvesterabend: „Zu Ende geht das alte Jahr“ (Zeller).

Die besten vorhandenen Neujahrslieder finden sich hier, mit Vermeidung überflüssiger Wiederholungen und allgemeiner weit-schichtiger trivialer Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit zc. Uns erscheint es hinlänglich, wenn jeder besondere Gedanke, zu welchem die Wende eines Jahres einladet, durch je ein Lied repräsentirt wird. — Daß es statt „Nun laßt uns gehn und treten“ (P. Gerhardt) besser „Nun laßt vor Gott uns treten“ heißt, dürfte Keiner tadeln, sowie auch die Verkürzung der 15 Verse auf 8. Die schleppende Vergleichung der „treuen Mütter, die in dem Ungewitter“ zc. hat schon Ulmann bemerkt, steht aber noch im Gesangbuch von 1810, das auch darin unerträglich ist, daß „die Bewohner dieser Erde“ oder die „Erdenpilger“ aufgefördert werden, „den Gott der Zeit“ zu besingen. So könnte man auch von einem „Gott der Luft, des Wassers“ u. s. w. reden. — Das Lied 85 von Lavater und 87 von Dietrich wäre zu vermissen, wie es überhaupt zu rathen wäre, daß diese beiden Dichter sich im kirchlichen Gesangbuch weniger bemerkbar machten. — Auch ist zu loben, daß ein solches Lied, wie Nr. 89 im Brever'schen Gesangbuch mit seinen 14 Versen, das sich mit Luc. 2, 21 weitläufig beschäftigt, hier ausgelassen ist. Wir nehmen billig Anstand, Proben daraus abzudrucken, und verweisen die Wissbegierigen dorthin. Dagegen die 3 Verse von Schmolck: „Jesus soll die Losung sein“, eine wahre Perle der ganzen Sammlung sind. — Die 4 Epiphaniasslieder sind ansprechend und schwungvoll. „Werde Licht, du Volk der Heiden“ (Rist 1667) kommt erst 1781 zum Vorschein, aber mit Abschwächungen, im Gesangbuch 1810 noch vermehrt, bis sie endlich hier wieder entfernt wurden. Das schöne Lied „Jesu, großer Wunderstern“ (Neumeister 1726) ist hier zuerst gegeben. — In richtiger Weise haben die Missionslieder ihren besonderen Platz, meist von Dichtern neuerer Zeit, außer Bogatzky, von Frd. Wilh. Krummacher, Albert Knapp, R. Stier, Bahnmeyer, wie denn diese, an die sich Zeller, Sachsse mit seinen beliebten Begräbnißliedern u. A. anschließen, in unsern Gesangbüchern mit ihren besten Gaben vertreten sind. — Das schöne, bei uns in Bibelfstunden und Abendandachten oft gesungene „Heiland, bitend kommen wir“ und „Herr, laß' zu deines Namens Ehr“ nicht zu übersehen. — Was die Passionslieder betrifft, so ist es schade, daß das Lied „Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist Und hast uns durch dein theures Blut Vor Gott gerecht gemacht und gut“ (Wischer 1600) nicht nach Ulmann wörtlich aufgenommen ist, da der darin ausgesprochene Gedanke doch sonst dem Geist des Gesangbuches nicht fremd ist. — Daß das Osterlied von Sonntag, wenn es

durchaus aufgenommen werden sollte, „Fest des Lebens, sei willkommen,“ wesentliche Verbesserungen erfahren, sieht man. Auch die Streichung des letzten Verses war nur zu loben, der den „Frühlingshauch“ besingt, also den Charakter eines Auferstehungsliedes zu einer Naturbetrachtung abschwächt. Wollte man durchaus 1853 noch Sonntag's Andenken in dieser Weise ehren, so hätte man das Lied „nach Sonntag“ benennen können. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Liede „Herr Christ, der einig Gottes Sohn“, welches hier fälschlich Andreas Knöpfen zugeschrieben wird, obgleich Elisabeth Cruzigerin unbezweifelt die Verfasserin (s. o.) ist, und wohl kaum je einmal gesungen ist. Antiquarischer Ballast! Das gilt auch von dem Liede „Weggehn ist des Pilgers Loos“ von Carl Graf, das man als von einem vaterländischen Dichter durchaus haben wollte, dessen höchst unstatthafter Schluß: „Was ich konnte, that ich dir, Vater, nimm den Geist zu dir“ verändert ward in „Nun vollbracht hab' ich es hier“ u. s. w., obgleich auch diese Anwendung des Wortes Jesu am Kreuz „Es ist vollbracht“ ebenso ungeschickt als unschicklich erscheinen dürfte.

Von den Liedern, die in den 2 Abschnitten „Von Gottes Wesen und Eigenschaften“ und „Von Gottes Werken und Wegen“ stehen, würden wir die brauchbaren anderswo unterbringen und diese beiden Ueberschriften als zu abstracte und vorgreifende streichen. Denn „Wesen“ Gottes und „Eigenschaften“ (Attribute) Gottes schmecken zu sehr nach einer von Metaphysik durchsäuernten Dogmatik und „Gottes Wesen und Eigenschaften“ werden eben nur durch „Gottes Werke und Wege“ uns gegenständlich und nahbar. Nach unserm Gefühl dürfte die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes die einzige zweckmäßige Abtheilung geben, insofern wir sie wahrnehmen aus der von Ihm vollzogenen und sich vollziehenden Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Der Christenglaube ist einmal specifisch der an den dreieinigen Gott, oder an die heil. Dreifaltigkeit, trotz Schleiermacher's Einreden, die uns nicht beirren werden.

Es wäre ungerecht, in unserm Gesangbuch eine Abschwächung des Sündenbewußtseins und der Nothwendigkeit der Erlösung durch Christum und der Aneignung des Heils durch die Kraft und Wirkung des heil. Geistes herausuchen zu wollen. Uebrigens ersetzt das eine Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält“ (Nothe 1756), viele andere. In den Jesusliedern sind viele wahrhaft schöne: „Aus irdischem Getümmel“ (E. M. Arndt); „Wer ist wohl, wie du“ (Freylinghausen); „Meinen Jesum laß ich nicht;“ „Liebe, die du mich zum Bilde“ (Angelus); „Jesus, deiner zu gedenken“

(Zinzendorf); „König, Priester und Prophet“ (A. Knapp); „Jesu, du allein Sollst mein Führer sein“ (v. Pfeil); „Herr Jesu, ew'ges Licht“ (Crassellius); sämmtlich von bleibendem Werth, daneben andere ohne Bedauern wegfallen könnten.

In den Liedern „die Kirche des Herrn“ erwähnen wir „Fahre fort, fahre fort, Zion, fahre fort im Licht“. Für Zinzendorf's „Herz und Herz vereint beisammen“ u. wünschen wir der singenden Gemeinde eine entsprechende Stimmung. — „Herr, mich dürstet nach dem Segen;“ sodann „Komm, heil'ger Geist, fehr' bei uns ein“ und „Gott, wir danken deiner Treue“ sind oft gesungen worden. Ebenfalls: „Walte, walte nah und fern.“

Beichtlieder so recht ansprechend für das Bedürfniß einer ganzen Gemeinde, damit sie bei einer größeren Anzahl Communicanten die Herzen träfen, zu geben, scheint nicht leicht, und wünschen wir sehr, es möchten sich dazu Befähigte herbeilassen, statt mancher vorhandenen bessere zu geben. Das „Aus tiefer Noth ruf ich zu dir“ (Luther) bleibe Muster.

Die ganze Rubrik „Früchte des Christenglaubens“ umfaßt die sogenannten moralischen Lieder, mit denen sich die Sänger der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr abmühten, indem sie zur Empfehlung einer jeden Tugend und speciellen sittlichen Vorschrift wenigstens ein Lied haben wollten. Uns scheint auch hier des Guten zu viel zu sein. „Gebrauch der Zunge,“ „Werth der Einsamkeit“ u. s. f. weitläufig zu besingen, ist die Zeit zu kostbar. „Nachfolge Christi“ ist gewiß die beste maßgebende Kategorie. So werden auch die Lieder: „Mir nach, spricht Christus unser Held“ (1677 Angelus), „Ich folge dir, mein Führer, auf der Bahn“ (1844 Döring) gern gesungen. Dasselbe gilt für „Geistliches Wachen und Kämpfen“ von den Liedern: „Schaffet, o ihr Menschenkinder“ und „Ninge recht, wenn Gottes Gnade“. Ebenfalls: „Für tägliche Erneuerung und Heiligung“ von dem schönen Liede: „Himmelan geht unsre Bahn“ (Schmold). Das Lied von Prätorius (1660) — im Breverschen Gesangbuch Nr. 1102: „Sei getreu bis an das Ende,“ kam nach 60jähriger Abwesenheit durch Ulmann wieder zu Ehren, wenn auch mit Streichung von 3 Versen und einigen Veränderungen. Warum aber Vers 4 und 5 umgestellt sind, bleibt unerfindlich, da der Gedankengang im Original richtiger ist. Der Mensch pflegt erst zu „leiden“ und dann zu „hoffen“. Erst kommt die Erfahrung und alsdann auf Grund des Christenglaubens das Gefühl des Herzens. Für den „Gebrauch der Zeit“ möchte doch ausnahmsweise das moralische Lied von Garve: „Jeder Schritt der Zeit wallt zur Ewigkeit“ gerechte Beachtung verdienen.

In den „Kreuz- und Trostliedern“ hat sich die geistliche Poesie in reichster Fülle ergossen, wie es denn an Veranlassung und Stoff dazu niemals gefehlt hat. Wem sind wohl unbekannt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ „Besteht du deine Wege,“ „Auf Gott und nicht auf meinen Rath,“ „In allen meinen Thaten,“ „Von Gott will ich nicht lassen“ u. s. w.! — Daß die vier Jahreszeiten besondere Lieder bedürfen, scheint nicht einleuchtend. In dem Pfingstliede haben wir in der Anspielung „Schmückt das Fest mit Maien“ schon genug, und „O daß ich tausend Zungen hätte“ ersetzt alles Uebrige. — In „Pestilenz, Krieg und Sterbensläufen“ waren die Lieder 1664 unerschöpflich in Schilderungen der damaligen Noth. Brever hat 40 Lieder. Noch mehr ist das der Fall mit den „Tod- und Hölleliedern“, die bei Brever sich auf 135 belaufen. Auch uns ist „Tod und Begräbniß, Auferstehung und Gericht und ewiges Leben“ etwas sehr Wichtiges und Ernstes, aber falls unsere Alten in der Behandlungsweise dieser Gegenstände uns musterhaft bedünken sollten, so möchten wir sie kaum zu erreichen im Stande sein, indem sie in realistischer Form und Sprache wirklich unaussprechlich Großartiges geleistet haben, dem wir ohne stärkste Zumuthung nicht zu folgen im Stande sind, da es „eine metaphysische Vorstellungswelt aufbaut, die dem modernen Denken als unvollziehbar erscheint.“ Das Beste von ihnen hat unsere Zeit sich anzueignen gewußt. So z. B. „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ 2c., „O Ewigkeit, du Donnerwort“ 2c., „Der Heiland kommt zum Weltgericht,“ — „Tag des Zorns, Tag voll Grauen“ (auch hier wird eine der vielen Uebersetzungen des berühmten Dies irae dies illa gegeben, wobei es noch fraglich ist, ob man nicht noch besser übersetzen könnte) u. s. w. Was übrigens die Beerdigungslieder betrifft, für welche besonders neuere Dichter viel Schönes und Ansprechendes geliefert haben, so wollen wir nur das schöne Lied von unserm P. A. Poelchau erwähnen, „Bricht ein Menschenherz,“ welches mit Recht häufig gesungen wird.

Doch es sei mit Obigem genug. Wollten wir doch unsern Lesern Veranlassung geben, sich etwas näher mit unserm Gesangbuch zu beschäftigen. Wir sind zum Schluß unserer rückblickenden Betrachtungen gekommen. Es erübrigt noch die Frage: zu welchen Erwartungen und Wünschen für die Zukunft berechtigen uns die bisherigen Gesangbücher? Mit einer kurzen Beantwortung derselben soll das letzte Wort über diesen Gegenstand gesagt sein.

## IX.

Schlußbemerkungen, Erwartungen  
und Wünsche.

Somit wäre unsere kleine Studie „Zur Geschichte des Rigaschen Gesangbuches“, die man sich in der Stille der Sommerfrische am Meeresstrande, fern vom Gewühl der aufregenden Sorgen und Mühen der übrigen vielbeschäftigten und beanspruchten Menschenkinder, als emeritirter 73jähriger Veteran erlaubte, vollendet. Auf Grund vorhandenen literarischen Materials und eigener Erfahrungen und Erlebnisse ward versucht, die wechselnden Schicksale und Veränderungen, welche in 350 Jahren das Gesangbuch erfahren hat, dessen sich die deutschen Gemeindegossen der evangelischen Christenheit allhier und in den umliegenden Städten und Landschaften zu ihrer Erbauung bedienen, der Reihe nach der Erinnerung vorzuführen. Eine solche Arbeit, der Niemand irgend einen tendenziösen Charakter beilegen wird, hat Demjenigen, der sich ihr unterzog, einen unmittelbaren Genuß gewährt, indem sich ihm dabei klarer herausstellte, wie die Dinge entstanden und sich fortentwickelten; wer von den jedesmaligen Mitlebenden maßgebend einwirkte; und durch welche Umstände und Verhältnisse mit einer Art innerer Nöthigung nach gewissen Zeitläuften die Uebergänge zum Nachfolgenden aus dem Früheren sich ergaben. Allerdings entstand in zweiter Linie die Hoffnung, daß Demjenigen unter den Zeitgenossen, die es lieben, sich nicht blos eines Besitzes unbefangen zu erfreuen, sondern auch das historische Werden desselben in seinem Verlauf zu überschauen, ein solcher geschichtlicher Rückblick zur Bervollständigung ihrer Erkenntniß der Vergangenheit, zumal wenn es sich, wie hier, um religiöse und kirchliche Thatfachen handelt, nur erwünscht sein werde. Wir haben gesehen, daß das Rigasche Gesangbuch nicht blos jedesmal aus den größeren und allgemeinen Bewegungen des kirchlichen Lebens und der fortwährend im Fluß befindlichen Gestaltung der gläubigen Auffassung kirchlicher Bekenntnisse als reif gewordenes Product hervortrat, sondern ebenso in weiteren Kreisen einen nicht unerheblichen Einfluß auf Empfindung und Ausdrucksform der Erbauungs-Suchenden ausübte. Wir haben gesehen, daß, statt eines einzigen Gesangbuches, welches vor beiläufig einem Menschenalter noch in bereits bezeichneten weiteren Kreisen so ziemlich ohne Concurrency alleinige Geltung genoß, wir es inzwischen im gegen-

wärtigen Augenblick auf die erkleckliche Zahl von vier bis fünf lutherischen und zwei reformirten Gesangbüchern gebracht haben, die nunmehr nebeneinander in Brauch sind. Es ist nicht unsere Aufgabe, die sechs- bis siebenblättrige Entfaltung einer ursprünglich einheitslichen Grundtriebkraft zu bewundern oder zu beseufzen, je nachdem man diese Erscheinung als entpuppte Schönheit oder schwächliche Ueberproduction zu beurtheilen sich gedrungen fühlt. Wir eignen uns für diesen Fall den guten Satz an: *l'histoire n'est ni le jeu du hasard, ni le produit des fantaisies individuelles* (Revue d. d. M. 1878. 15. Avril P. 550\*), „ohne befürchten zu müssen, eines doctrinären Determinismus beschuldigt zu werden, weil wir fest zum großen Facit des Apostels stehen: „Von Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit.“

Demnach wäre die hier gestellte Aufgabe zu ihrem Schluß gelangt. Die weitere Frage könnte allerdings die sein: „Was haben wir für die Zukunft unseres Gesangbuches zu erwarten?“ Die Antwort hoffen wir getrost und vertrauensvoll Dem anheimzugeben, der sich wohl der Menschen bedient zur Ausföhrung seiner Werke, aber den Erfolg und Ausgang niemals in deren eigenmächtiges Belieben stellt; der vielmehr, wie es scheint, selten ihre individuellen Erwartungen befriedigt, vielmehr schließlich über Wollen und Verstehen die Sache allzeit so hinausföhrt, wie es nie zuvor in eines Menschen Sinn gekommen war. Dabei sei es erlaubt, noch einen Spruch (a. a. D.) zu citiren, der meine Meinung besser ausdrückt, als ich es mit eigenen Worten zu sagen wüßte: „*la volonté d'un homme quelque puissant qu'il semble, peut modifier les voies de l'histoire, elle n'en saurait guère altérer la fin.*“ Es mag oft sehr unerquicklich und unfruchtbar sein, sich mit „Futuribilien“, das will sagen, mit der mehr oder weniger scheinbaren Wahrscheinlichkeit zukünftiger Dinge zu beschäftigen, für welche der Schöpfer die gewöhnlichen Menschen mit einem sehr schwachen Organ begabt zu haben scheint; aber schwer kann Einer es lassen, nachdem das Vergangene reiflichst betrachtet ist, nicht auch das Zukünftige bescheidenlich in Erwägung zu ziehen. Zudem handelt es sich, was die Zukunft betrifft, um eine andere, für uns höchst praktische Frage: Was

\*) „Wenn irgendwo, so muß es hier wahr sein, daß nicht Zufall oder Opportunität, sondern Ideen die Weltgeschichte föhren.“ S. die gewiß beherzigenswerthe Abhandlung: „Ist ein Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen innerhalb unserer evangelisch-protestantischen Kirche möglich?“ Von A. S. Braasch, Oberpfarrer und Superintendentur-Vicar in Jena. Heft 104, Jahrgang VII: „Deutsche Zeit- und Streit-Fragen,“ herausgegeben von Fr. v. Holtendorff. Berlin 1878, S. 8.

liegt uns ob zu thun, wenn die Dinge so liegen? Diese Frage geht uns sehr viel an. Und um diese in's Auge zu fassen, sei es erlaubt, unsere Erwartungen, die sich aus den bisherigen Thatfachen ergeben, und ein Paar Wünsche auszusprechen, deren Erfüllung allerdings nicht in unserer Macht steht, die wir aber zur Begutachtung der Nachwelt nicht vor-enthalten wollen.

Wir haben gesehen, daß man in 350 Jahren ausgesprochener Maßen zweimal sich sehr kühnen Erwartungen hingab. Im J. 1559, also beiläufig 30 Jahre nach Erscheinen des allerersten Rigaschen Gesangbuches, hielten es die Rigaschen Prediger in der 4. Ausgabe für angemessen, ausdrücklich ihre Hoffnungen in Form von Bitten und Warnungen zu verlautbaren, daß die spätere Zeit an diesem Gesangbuch nichts ändern, weder abnehmen noch hinzufügen möchte, weil, einmal der Veränderung Thor und Thür geöffnet, zu befürchten stände, daß die reine Lehre und wahre Frömmigkeit von Grund aus erschüttert würde!\*) Daß diese Warnungen wenig Beachtung fanden, haben wir gesehen. Sodann im J. 1810 hoffte und erwartete Sonntag, daß das von ihm redigirte Gesangbuch noch nach hundert Jahren derselben Zustimmung sich erfreuen werde, wie es bei seiner Einführung der Fall war. Auch diese Erwartung beruhte auf Selbsttäuschung. Wenn nun zum dritten Mal eine ähnliche Frage entstände, was wir vom Bestande des gegenwärtigen Gesangbuches erwarten und hoffen, so wäre es Verblendung und Selbstüberschätzung, wenn wir von den Thatfachen der Vergangenheit nichts gelernt hätten. Unsere Nachkommen werden sich niemals von uns ewige Gesetze vorschreiben lassen, wie sie die Form und Ausdrucksweise ihres christlichkirchlichen Glaubens einzurichten hätten. Und wenn wir uns auch einbilden wollten, ein Recht dazu zu haben, die ganze Zukunft der Kirche in unmündige Abhängigkeit von uns zu stellen, so würde die kommende Zeit unbehindert in ihren Maßnahmen über diese Autoritätssucht hinweg zur Tagesordnung schreiten. Wir geben uns solchen trügerischen Erwartungen nicht hin, vielmehr erwarten und hoffen wir mit Zuversicht, daß unsere Nachkommen es besser machen werden, als wir.

\*) Es heißt wörtlich: Posteritati. Nos Pastores et reliqui ministri verbi et sacramentorum in ecclesia Rigensi anno Dom. 1559 rogamus et obsecramus nostros successores et posteros, ut quemodmodum nos hanc ordinationem a Doct. Brissmanno acceptam accurate conservavimus, ita ipsi quoque ab ea non discedant, nihil studio novitatis mutantes, nihil addentes, nihil adimentis, nam semel patefacta hac fenestra depravantur ceremoniae cumulanturque in infinitum, quo tandem obruantur, id quod nobis olim expertis credant.

Wenn ein Gesangbuch das eine Mal von 1530—1664 sich erhalten konnte, sei es auch mit der dazwischen nöthig gewordenen Transmutation des bisherigen niedersächsischen Sprachidioms in das Hochdeutsche, wodurch an der Sache selbst nichts verändert wurde; und wenn das andere Mal von 1664—1781 das Eine Brever'sche Gesangbuch fortbestand, so haben die letzten noch nicht vollendeten hundert Jahre zur Genüge gezeigt, daß, wenn in dieser Zeit vier aufeinander folgende Gesangbücher bei uns in Brauch gewesen sind, die gegenwärtige Weltperiode eine sehr schnelllebige zu sein scheint, und über ein Menschenalter hinaus kaum auf den Fortbestand eines solchen Werkes zu rechnen ist. Nach dem jetzigen Tempo, das die Ereignisse im raschen Verlauf einhalten, erwarten wir daher baldigst — ein neues Gesangbuch.

Und wir wünschen es auch. Denn unser heutiges von Anno 1853 leidet bereits, wie ich oben bemerkt habe, an Unzuträglichkeiten und Mängeln, die bei der Redaction noch nicht so stark in's Auge fielen, als es gegenwärtig nach vieljährigem Gebrauch und anderweitigen inzwischen entstandenen derartigen Arbeiten möglich ist. Wer erinnert sich nicht bei diesem Fall der Abfassung der Confessio Augustana, „dieser Magna charta der luth. Kirche,“ deren Verfasser Philipp Melancthon selbst sich bei Lebzeiten unaufhörlicher Verbesserungen an derselben erlaubte, wobei freilich das mit den Jahren reifer und schärfer gewordene theologische Gewissen sich von den Juristen mußte erinnern und zurechtweisen lassen, daß, wenn auch das Unterlassen nöthiger Verbesserungen ein Attentat an der Wahrheit sei, solche hochwichtige Staatsdocumente und politisch-kirchliche Friedenspacte sich nicht alle Tage, und wenn auch vom Verfasser selbst, umändern lassen. Was geschrieben sei, das sei geschrieben und besiegelt für die Ewigkeit. Was nun nach der Juristen weisen Spruch von einer Schrift, wie die Conf. Aug. gilt, kann nie und nimmer von einem Gesangbuch gelten. Können wir ein besseres Gesangbuch als das bestehende haben, so ist gar nicht abzusehen, warum wir es nicht sollten willkommen heißen? Alles, was man sonst anführen könnte, um von einem abermaligen Wechsel des bestehenden Gesangbuches nach 25—30 Jahren abzurathen, scheint uns wenig stichhaltig zu sein. Von dem Kostenpunkte, weil die ärmeren Gemeindeglieder durch die Anschaffung eines neuen schwer belastet würden, kann aus naheliegenden Gründen gar nicht die Rede sein. Sodann die besten Lieder des alten kämen jedenfalls wieder zur Verwerthung, und der überflüssigen würde man los. Ferner ist nicht zu vergessen, daß in unsern Tagen in

allen Schulen — davon dürfte die Gelegenheit geboten sein, nächstens ein Mehreres zu verlautbaren — mehr als je früher gesorgt wird, daß der Jugend die vorläufige Bekanntschaft mit dem reichen Schatz unserer geistlichen Gesänge nicht fehlt, so daß das nächstkommende Geschlecht in einem neuen Gesangbuch schwerlich etwas Befremdliches und Ungewohntes entdecken wird; auch fiele alsdann die Inconvenienz weg, die gegenwärtig daraus entsteht, daß die Schule eine andere Redaction der Lieder hat, als die Kirche.

Schließlich sind wir nun soweit angelangt, um noch die Erwartungen in Bezug auf den zukünftigen Fortbestand unseres Rigaschen Gesangbuches, die im Allgemeinen bereits im Obigen schon angedeutet sind, in aller Kürze etwas näher zu präcisiren, wobei ein Paar Wünsche hinzugefügt werden mögen. Ob diese für den Augenblick erreichbar und ausführbar oder nicht, bleibt sich gleich, da die Sache es jedenfalls verdient, daß Ansichten, auch wenn sie ad hoc in der Minorität bleiben, ihren Ausdruck ohne Rückhalt finden.

Ich erwarte demnach:

- 1) daß baldigst die Redaction eines neuen Rigaschen Gesangbuches in Angriff genommen werde, weil gar kein Grund vorhanden ist, warum wir mit dem Unternehmen zögern sollten, wenn wir auch unsere Nachkommen nicht behindern können, sich für ihre Bedürfnisse gleichfalls das Nöthige zu beschaffen;
- 2) daß die Redaction, selbstverständlich auf dem alleinigen festen Grunde unseres evangelisch-kirchlichen Bekenntnisses, das vorhandene Lieder-Material, das sich bis auf unsere Tage auf's reichhaltigste angesammelt hat, zu einer zweckmäßigen Auswahl benutzen werde, dergestalt, daß bei der Formgebung der älteren Lieder einerseits das Echte und Bleibende in seiner unantastbaren Eigenthümlichkeit erhalten bleibe, andererseits die erforderliche Berücksichtigung des gegenwärtig einmal acceptirten Sprachgebrauchs nicht fehle, da nicht eine literarisch-historische Schulanthologie zum Studium poetischer Erzeugnisse aus alter und neuer Zeit, sondern ein Gesangbuch zur Erbauung für die Derzeitlebenden dargeboten werden soll;
- 3) daß die Herausgabe dieses so projectirten neuen Rigaschen Gesangbuches nicht deshalb beanstandet werde, weil die Abschaffung anderweitiger besonderer Gesangbücher in benachbarten Kreisen nicht gleichzeitig zu erzielen wäre.

Ich wünsche:

- 1) daß man die Zahl der Lieder auf 500 stelle, weil das Bedürfniß „für Kirche, Schule und Haus“ damit vollständig gedeckt ist;
- 2) daß man bei der Eintheilung der Lieder in einzelne Abschnitte von praktischen Gesichtspunkten sich leiten lasse, und deshalb, mit bereits oben bemerkter nöthiger Verbesserung, die im letzten Gesangbuch zur Anwendung gekommenen Abtheilungen berücksichtige;
- 3) daß man sich mit seinen Wünschen, was die Einführung dieses Gesangbuches betrifft, auf ein „Rigasches Gesangbuch“ beschränke, dessen Name somit beizubehalten wäre;
- 4) daß man die Redaction möglichst wenigen (drei genügen) Personen anvertraue;
- 5) daß bei uns die bestehende, höchst unpraktische und irreführende Zweitheiligkeit der Gesangbücher — eins für die Kirche und ein anderes für die Schule — wegfalle.

Dubbeln am Ostseestrande bei Riga,  
den 10. August 1878.

